

Schriftenreihe des Fachbereichs Öffentliche Sicherheit

Horst Schuh / Siegfried Schwan (Hrsg.)

**Afghanistan – Land ohne Hoffnung ?
Kriegsfolgen und Perspektiven
in einem verwundeten Land**

Brühl / Rheinland 2007

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-938407-21-9

ISSN 0946-5782

Druck: Statistisches Bundesamt
Zweigstelle Bonn

Umschlaggestaltung: Jörg Fandrey unter Verwendung
eines Fotos von Horst Schuh

Redaktion: Jochen Rosar

Herausgeber: Fachhochschule des Bundes
für öffentliche Verwaltung
Fachbereich Öffentliche Sicherheit

www.fhbund.de

Den Helfern und Soldaten gewidmet,
die ihr Leben zur Befriedung und für den Wiederaufbau
Afghanistans einsetzen.

Inhalt

Vorwort	7
Die Lage in Afghanistan und die Verantwortung der internationalen Gemeinschaft Rangin Spanta	9
Menschen, Mohn und Minen Ein Lagebild Horst Schuh	14
Drogen am Hindukusch, eine unendliche Geschichte? Matthias Hofmann	23
Die Burqa'isierung Afghanistans Harald List	35
Afghanische Frauen leben mit ihren Schmerzen Maria Zemp	60
Mögliche Verbindung zum Terrorismus ? Lebensbedingungen und traditionelle Werte afghanischer Frauen Sylvia Johnson	73
Hoffnungen und Realitäten beim Schutz afghanischer Kulturgüter Paul Bucherer-Dietschi	81
Afghanistan und wir - einige interkulturelle Aspekte - Joachim Engel	103
Sicherheit für Menschen in Afghanistan und die Sicherheit der Bundeswehr: Hier gilt die StVO Monika Lanik	114
„Meine rosa Uniform zeigt, dass ich dazu gehöre“ Soziokulturelle Dimensionen des Bundeswehr-Einsatzes in Afghanistan Maren Tomforde	134
Autoren	160

Vorwort

„Noch nie habe ich ein so starkes Volk gesehen, das selbst nach 23 Jahren Krieg und Elend versucht, jeden Funken Hoffnung in die Wirklichkeit umzusetzen.“ Dieses Zitat stammt aus dem Erlebnisbericht eines jungen Bundeswehroffiziers, der über seine Erlebnisse als Ausbilder afghanischer Soldaten im Rahmen des ISAF-Einsatzes berichtet. Doch dieses leidenschaftliche Bekenntnis stößt nicht überall auf Gegenliebe. Es gibt auch Skeptiker, die sagen, dass das zivile und militärische Engagement der Weltgemeinschaft in dem Land am Hindu-kusch nie von Erfolg gekrönt sein wird.

Fakt ist, Afghanistan ist ein Land voller Widersprüche. Auf der einen Seite herrscht bittere Armut - und das nicht erst seit dem Einmarsch der damaligen Roten Armee vor 28 Jahren. Auf der anderen Seite entdeckt der ausländische Beobachter - gerade in der Metropole Kabul - immer wieder Spuren der kulturellen Identität dieses Landes und das Bemühen nicht weniger Einheimischer, diese zu bewahren oder auch wieder aufleben zu lassen. Diese Gegensätzlichkeiten gehören auch zu der langen und abwechslungsreichen Geschichte Afghanistans. Sie hat aber in den zurück liegenden Jahren eine deutliche Zäsur erfahren - die zerstörten Buddha-Statuen von Bamiyan oder der Königspalast in Kabul geben Zeugnis davon. Letzterer trotzte - da mit Masse aus Beton errichtet - den Einschlägen im Bürgerkrieg und steht auch heute noch als Fragment da, ist Ruine und Mahnmal zugleich. Die beiden in den Fels gehauenen Statuen wurden erst nach Ende dieses Konfliktes gesprengt, geblieben ist von ihnen quasi nur die Erinnerung. Aber beides ist wichtig für die Identität der Menschen. Es geht um das Miteinander von Religion und Weltlichkeit, um so eine sichere und stabile Zukunft aufzubauen. Afghanistan erinnert hin und wieder an ein Märchen aus 1001 Nacht. Die Faszination von Gut und Böse scheint auch hier immer wieder aufeinander zu stoßen - mit dem Unterschied, dass im Märchen das Gute am Ende siegt.

Diese Dokumentation verfolgt weder das eine noch das andere Ziel. Die Sammlung von Berichten und Analysen von Experten der verschiedensten Fachrichtungen will stattdessen dem interessierten Leser eine sachliche Grundlage liefern, sich mit dem Land und seinen Menschen differenzierter auseinander zu setzen.

Die Auseinandersetzung ist notwendig nicht nur für Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen staatlicher, halbstaatlicher und nichtstaatlicher Organisationen, für die in Afghanistan ein Aufenthalt ansteht. Insbesondere im Hinblick auf die sich offensichtlich verändernde Sicherheitslage in Afghanistan ist diese Auseinandersetzung für Angehörige derjenigen Institutionen, die für Fragen der Sicherheit zuständig sind, besonders dringlich. Verfolgt man die Lage in Afghanistan, soweit dies objektiv und vollständig überhaupt möglich ist, und verfolgt die notwendigen politischen Entscheidungen in Deutschland hierzu, so wird deutlich, warum die vorliegende Aufsatzsammlung innerhalb der Schriftenreihe „Beiträge zur inneren Sicherheit“ erscheint: Zwischen Handeln im Ausland und Auswirkungen auf die Sicherheitslage in Deutschland ergeben sich zunehmend Verknüpfungen, so dass eine klare Trennung von innerer und äußerer Sicherheit nicht mehr sinnvoll erscheinen mag.

In der öffentlichen Diskussion wurden und werden nicht wenige der in dieser Dokumentation vorliegenden Aspekte inzwischen nur noch als Randbemerkung behandelt. Doch bergen Bereiche wie Drogenanbau, Emanzipation der Frau, Schul- und Gesundheitswesen und ihre praktische derzeitige Umsetzung in Afghanistan vielerlei Konfliktpotenzial.

Uns ist bewusst, dass dieses Buchprojekt keine Lösung für die Spannungen in diesem Land beinhaltet - das kann es auch gar nicht. Es soll vielmehr sensibilisieren, und wenn möglich, beim Leser Vertrauen und Sympathie wecken für Menschen, die sich nicht ohne weiteres ihrem Schicksal ergeben. „Afghanistan - das Land der kämpfenden Herzen“ - mit dieser Bemerkung beendet der eingangs zitierte junge Offizier seinen Bericht. Dieser Kampf ist noch lange nicht beendet – und gerade jetzt darf die Weltgemeinschaft das Land und seine Menschen nicht im Stich lassen.

Horst Schuh / Siegfried Schwan

Die Lage in Afghanistan und die Verantwortung der internationalen Gemeinschaft

Rangin Spanta

Trotz aller Schwierigkeiten und Unzulänglichkeiten, die in Afghanistan tatsächlich existieren, gibt es immense Errungenschaften.

Ich möchte ein paar Stichworte nennen: Fünf Jahre nach den Taliban haben wir in Afghanistan circa 7 Millionen junge Leute, die zur Schule und an die Universitäten gehen. 38 Prozent davon sind Frauen. 28 Prozent der Parlamentsmitglieder sind Frauen. Wir haben über 300 Zeitungen und Zeitschriften, Periodika; mehr als 95 Prozent davon sind nicht staatlich und – darunter auch – regierungskritische Publikationen.

In den letzten Jahren wurden in Afghanistan mehr als 2000 Kilometer Straßen gebaut. Die Wasserversorgung hat sich erheblich verbessert. 82 Prozent der afghanischen Bevölkerung haben Zugang zu einer Grundgesundheitsversorgung. Ich könnte mehr Beispiele bringen - nicht nur aus dem sicheren Norden und Zentralafghanistan, auch aus anderen Gebieten.

Früher hat eine Fahrt von Kandahar nach Kabul einen ganzen Tag in Anspruch genommen, heute dauert sie vier Stunden. Wir haben Frauenorganisationen, unabhängige Menschenrechtskommissionen, Menschenrechtsinitiativen und viele andere positive Errungenschaften in Afghanistan, die wir gemeinsam mit der internationalen Gemeinschaft erreicht haben. Der Wunsch der Afghanen und die Bereitschaft, nach so vielen Jahren der Schikanen und der Herrschaft der Taliban, sich am Wiederaufbau zu beteiligen, und die Bereitschaft der internationalen Gemeinschaft, dort zu agieren, hat eine Synthese gebildet. Infolgedessen haben wir das heutige Afghanistan.

Probleme und Schwierigkeiten

Wir haben im Süden des Landes eine Reihe von Problemen, die zum Teil sehr lokal sind, sie haben aber auch eine nationale und internationale Relevanz: Das Fortdauern des Terrorismus entlang der afghanischen Grenze zu Pakistan, Drogenkriminalität und Drogenanstieg gerade in dieser Region. Wo Terroristen aktiv sind, wo die Präsenz des

Staates nicht stark genug ist, hat die Drogenproduktion zugenommen, zum Beispiel in Helmand, wo 60 Prozent der gesamten Drogenproduktion stattfinden – es ist die Hauptstadt des Terrors in Afghanistan. Wir haben Probleme mit Korruption, immer noch. Jeder, der gedacht hat, fünf Jahre nach dem Fall der Taliban wird das Projekt endgültig ein Erfolgsprojekt werden, war und ist sehr naiv. Was man im Kosovo an Geld und Mittel investiert hat, steht im Verhältnis zu Afghanistan 16:1, sogar mehr. Die Zahl der Polizeiausbilder ist unvergleichbar. Die Probleme sind immer noch da, man hat sie nicht erledigt.

Afghanistan als Testfall für „state building“

Afghanistan ist eine Chance für die westlichen Demokratien und die afghanischen Demokraten, noch einmal der Weltöffentlichkeit zu zeigen, dass es doch möglich ist, erfolgreich Staatsbildung auf der Basis des Prinzips einer politischen Nation zu betreiben und das auch demokratisch zu gestalten. Zu zeigen, dass Muslime fähig sind, Muslime zu bleiben und gleichzeitig eine demokratische gesellschaftspolitische Ordnung zu haben und in dieser Ordnung zu leben. Nirgendwo im Nahen Osten und Zentralasien haben wir so viele positive Voraussetzungen, das zu realisieren. Die Bevölkerung ist bereit und unterstützt dieses Projekt. Die Voraussetzungen, die allgemeinen Rahmenbedingungen wurden geschaffen.

Wir haben in unserer Region, ohne unsere Nachbarn und die anderen abzuwerten, den einzig demokratisch gewählten Präsidenten; wir mischen uns nicht in die inneren Angelegenheiten unserer Nachbarn, mit denen wir sehr gute Kontakte haben, freundschaftlich verbunden sind, ein. Wir haben das einzige demokratisch gewählte Parlament. Darauf sind wir sehr stolz. Da alle Indizien dafür günstig sind, sollten wir einen langen Atem behalten, unsere Vorhaben und Projekte besser koordinieren. Wir sollten uns hüten, immer von „Scheitern“ oder von „Irakisierung“ zu sprechen. Natürlich verkaufen sich solche Schlagzeilen gut. Wahrscheinlich benötigen das die Massenmedien. Aber ich benötige das nicht als jemand, der seinem Volk und der Weltöffentlichkeit gegenüber verantwortlich ist.

Im Jahr 2006 wurden im Süden Afghanistans 198 Schulen, vor allem Mädchenschulen, in Brand gesteckt. Stellen Sie sich vor: Wir bauen gemeinsam mit internationaler Hilfe, mit viel Engagement und Opfer-

bereitschaft Schulen, vor allem Mädchenschulen, und die Taliban stecken sie in Brand. Es handelt sich nicht darum, dass die Afghanen Afghanistan als ein durch die Amerikaner oder den Westen besetztes Land betrachten. Im Gegenteil. Die Wahrnehmung ist sehr realistisch. Die absolute Mehrheit, eine große Mehrheit der Afghanen, auch im Süden – 86 Prozent nach neuen aktuellen Meinungsumfragen –, nicht nur im Norden, ist mit der Anwesenheit der internationalen Gemeinschaft in Afghanistan einverstanden.

Internationale Unterstützung

Wir sind sehr dankbar für den großen Beitrag der Vereinigten Staaten von Amerika, der Bundesrepublik Deutschland, Japans und Englands und vieler anderer Länder. Ich will hier nicht alle aufzählen. 37 Staaten arbeiten in Afghanistan mit beim Wiederaufbau und im Antiterrorkampf, zivil oder militärisch. Insgesamt 70 Organisationen sind am Wiederaufbau beteiligt. Es ist eine internationale Aufgabe, was die dort machen. Gleichzeitig macht es uns stolz, dass wir anerkannt werden, dass unsere Leistungen anerkannt werden. Die 600 Millionen Euro der Europäischen Union für die nächsten vier Jahre sind nicht genug, aber eine gute Summe. Das können wir richtig gebrauchen.

Die afghanische Regierung hat in den letzten Jahren nur fünf Prozent der gesamten Hilfgelder direkt absorbiert. 20 Prozent sind in einem Fonds geflossen, der sich Wiederaufbaufonds von Afghanistan nennt. Er wird gemeinsam von den Afghanen und der internationalen Gemeinschaft verwaltet. Der Rest der Gelder wird durch Geberstaaten, nichtstaatliche oder internationale Organisationen ausgegeben. Ein Staat, der nicht in der Lage ist, direkte Serviceleistungen der Bevölkerung zu bieten, wird auch die Loyalität, die aktive Loyalität nicht gewinnen. Die Loyalität, die wir im Moment im Süden Afghanistans haben, basiert mehr auf dem Hass auf die Taliban. Das ist eine reaktive Loyalität. Aber, wenn wir mehr machen wollen, brauchen wir mehr Entwicklungshilfe, Projekte, Brückenbau, Schulbau, Kliniken – und wir müssen das auch schützen. Wir brauchen zwei unterschiedliche Projektarten: einmal kurzfristige Projekte, die wir auch sichtbar machen, und andere langfristige Projekte, um Arbeit zu schaffen und der Bevölkerung Perspektiven anzubieten.

Drogenbekämpfung

60 Prozent der Drogenproduktion Afghanistans stammen aus einer Provinz: Helmand. Wie können wir die Drogenbarone bekämpfen? Das ist ein riesiges Problem. Teilweise sind die militärischen Konfrontationen im Süden, vor allem in Helmand, Kriege zwischen Drogenbaronen. Wir brauchen komplementäre Strategien zur Drogenbekämpfung. Es ist sehr wichtig, afghanischen Bauern Perspektiven anzubieten, damit sie ihre Produkte vermarkten können. Traditionell war Afghanistan in den 70er Jahren Hauptexporteur - vor den Vereinigten Staaten von Amerika - von Rosinen. Die Bauern in der Region Kandahar und Helmand haben die besten Granatäpfel in dieser Region produziert. Inzwischen haben sie die Gärten zerstört und bauen Drogen an – zum Teil freiwillig, zum Teil unter dem Druck von Taliban und Drogenbaronen. Man kann wieder daran anknüpfen, wenn man exportfördernde Möglichkeiten schafft. Momentan ist es so, dass Granatäpfel aus Kandahar nach Pakistan gebracht und von dort weiter exportiert werden. Das können wir sogar gemeinsam mit pakistanischen Investoren machen oder aber auch im Rahmen von Entwicklungshilfeprojekten. Dafür brauchen wir aber mindestens drei bis fünf Jahre Zeit. Wir benötigen kurzfristig mehr Mittel und eine langfristige Strategie. Dazu gehört die Stärkung des Staates. Der Staat Afghanistan muss präsent sein in den unterschiedlichen Gegenden. Aber hier ist der Ball im Feld der internationalen Gemeinschaft. Wir haben dazu nicht die nötigen Mittel. Unsere Eigeneinnahmen betragen nur 360 Millionen. Ich habe neulich einen Artikel eines guten Freundes gelesen, in dem er an eine Verstärkung des staatlichen Sektors appelliert hat. Ich habe gesagt: Was will er mit 360 Millionen machen? Gehälter von Lehrern, Polizisten bezahlen, die Flugtickets für den Außenminister – was denn noch?

Amnestie für die Taliban?

Das jüngste Friedensangebot von Präsident Karsai ist nichts Neues, das wurde im Westen falsch verstanden und auch falsch interpretiert. Präsident Karsai hat immer gesagt: Alle diejenigen, die nicht Verbrechen gegen die Menschlichkeit begangen haben und die afghanische Verfassung akzeptieren, sollten eine Chance bekommen, in diesem Land friedlich mit anderen zu leben. Wiederversöhnung sollte in Afghanistan

stattfinden. Das ist nichts Neues: Alle, die unsere Verfassung akzeptieren, sind herzlich willkommen, nur jene nicht, die Verbrechen gegen die Menschlichkeit begangen haben. Die Kommunisten von damals, die gefoltert, gemordet haben, schließe ich aus. Aber jene, die aus irgendwelchen ideologischen Momenten Fehler gemacht haben, auch die Mudschaheddin, auch die Taliban-Kämpfer, sollen in die Gesellschaft zurückkehren können. Wir müssen ein friedliches Land mit Möglichkeiten haben, miteinander zu leben. Das geht nicht anders. Alle sollten in diesem Land eine Chance bekommen. Immer Feinde zu sein, hilft uns nicht. Das können wir uns nicht leisten.

Ziviles und militärisches Engagement der Bundesrepublik

Ich unterstütze, was das militärische und das Wiederaufbau-Engagement anbelangt, die Position der Bundesregierung. Ich spreche hier in meiner Funktion als Außenminister Afghanistans. Ich ziehe die zivilen Elemente in der Politik immer noch vor. Aber manchmal ist es dringend notwendig, um Frieden zu schaffen und das Leben der Menschen zu schützen, dass man mehr tut, und das tun die Soldaten der ISAF-Truppe tagtäglich in unserem Land. Das ist ein großartiger Beweis für die Geschlossenheit der NATO-Gemeinschaft in Afghanistan und auch eine große Hilfe für die afghanische Bevölkerung, weil wir alle nicht wollen, dass das Volk mehr leidet.

Menschen, Mohn und Minen

Ein Lagebild

Horst Schuh

Armut, Tod und Trauma

Afghanistan¹ gilt als eines der ärmsten Länder der Welt und neben Nordkorea wohl als das am geringsten entwickelte Land in Asien. Im Human Development Index liegt Afghanistan ganz weit am Ende der Statistik. Dies schlägt sich auch darin nieder, dass rund 70 Prozent der Bevölkerung weniger als 2 US-Dollar täglich verdienen, das Bruttosozialprodukt (BIP) pro Kopf bei 200 US-Dollar und das der Kaufkraftparität bei 822 US-Dollar liegt.

Die Ernährungslage der Bevölkerung ist nach wie vor prekär. Ein großer Teil der Bevölkerung gilt als mangelernährt. Tuberkulose und Malaria grassieren. Die Kindersterblichkeit ist mit 160 Toten auf 1.000 Kinder eine der höchsten der Welt.

Da die letzte Volkszählung 1979 durchgeführt wurde, basieren gegenwärtige demographische Angaben auf Schätzungen. Die gegenwärtige Bevölkerung wird auf 23 bis 31 Millionen Menschen geschätzt. Bis heute verzeichnet Afghanistan eine kontinuierliche Bevölkerungszuwachsrate von über 2,5 Prozent, eine Geburtenrate von 4,7 Prozent und eine Fertilitätsrate von 6,3 Prozent. Aufgrund dieser Bevölkerungsstruktur ist der Anteil der Bevölkerung unter 18 Jahre mit mehr als 50 Prozent sehr hoch. Das Durchschnittsalter beträgt 17,6 Jahre. Die Lebenserwartung ist mit rund 44 Jahren eine der niedrigsten der Welt.

Man kann davon ausgehen, dass heute jede Familie in Afghanistan mindestens ein Kriegsopfer zu beklagen hat, im weltweiten Vergleich gibt es in diesem Land die meisten Kriegswitwen und –waisen. In De-

¹ Das folgende Lagebild basiert u.a. auf Erkenntnissen des Bundesministeriums für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung, des Zentrums Operative Information der Bundeswehr, des Zentrums für Nachrichtenwesen der Bundeswehr, UNICEF und UNODC, des Zentrums für Entwicklungsforschung (ZEF) Universität Bonn und eigenen Erfahrungen.

tails bedeutet dies 1,5 Millionen Tote, unzählige körperlich und seelisch Verletzte, viele Frauen, die man im Krieg geschändet oder zu Witwen gemacht hat. Häusliche Gewalt gegenüber Frauen ist an der Tagesordnung.

Die afghanische Gesellschaft ist weit davon entfernt, die Kriegsverbrechen juristisch aufarbeiten zu können und die Verbrecher einer gerechten Strafe zuzuführen. Das Justizsystem steckt nach wie vor in den Kinderschuhen und wird im Alltag häufig durch das funktionsfähigere so genannte Gewohnheitsrecht oder die religiöse Rechtsprechung ersetzt. Die Menschen sind ihren Kriegstraumata ausgeliefert, und dies äußert sich in einer hohen Gewaltbereitschaft, die bedrohliche Reaktionen wie die Ausschreitungen im Zusammenhang mit der Veröffentlichung der Mohammed-Karikaturen im März 2006 oder nach dem von einem US-Konvoi verursachten tödlichen Unfall in Kabul im Mai desselben Jahres zur Folge haben.

Heimtückische Killer: Minen

Der Krieg ist zwar für die Soldaten zu Ende, doch für die Zivilisten geht das Sterben weiter. Landesweit treten täglich sieben Menschen auf eine Mine.

Trotz der zahlreichen und kostenintensiven Minenräum-Programme der letzten Jahre gilt Afghanistan immer noch als eines der Länder mit der höchsten Landminengefährdung weltweit. Die Vereinten Nationen gehen davon aus, dass während der zurückliegenden Auseinandersetzungen mehr als 10 Millionen Landminen verlegt wurden. Realistischere Einschätzungen gehen von Zahlen zwischen 5 und 7 Millionen verlegter Landminen aus. Der Großteil der Minen und Minensperren wurde während des Krieges zwischen Afghanistan und der damaligen Sowjetunion im Zeitraum von 1979 bis 1989 sowie dem sich anschließenden Bürgerkrieg durch die innerstaatlichen Konfliktparteien verlegt.

Im Verlauf der kriegerischen Auseinandersetzungen wurden neben den Konfrontationslinien vor allem die Hauptverbindungsstraßen, Flugplätze, Regierungseinrichtungen, Eisenbahnlinien, Wasserquellen, Bewässerungskanäle, Energieversorgungsanlagen und das Gelände um Bergfestungen vermint. Darüber hinaus wurden mehrere hun-

dert Quadratkilometer Agrarflächen durch den Einsatz von Landminen für den landwirtschaftlichen Gebrauch gesperrt. In einem Land, in dem die landwirtschaftlich nutzbare Fläche sehr klein ist – nur rund 14 Prozent der Gesamtfläche Afghanistans sind für die Agrarnutzung geeignet – stellt dies nahezu eine ökonomische Katastrophe dar.

Die Kämpfe in der jüngsten Vergangenheit haben das Problem der Landminen weiter verschärft. Denn durch die Kampfhandlungen der Konfliktparteien wurden auch bereits geräumte Landstriche oder bekannte und markierte Minensperren wieder mit Kampfmitteln belastet. Erschwerend kommt hinzu, dass Minen durch Erdbeben oder Witterungseinflüsse bewegt und dadurch auch in bisher nicht verminten oder bereits geräumten Geländeabschnitten verbracht werden können. Nicht zuletzt deshalb ist bei allen Bewegungen im Gelände immer Vorsicht geboten und die notwendige Bewegungsdisziplin einzuhalten.

Die Flucht der Rückkehrer

Nicht zu übersehen sind in Kabul die Flüchtlingslager. Der lange Krieg hat fast ein Drittel der Bevölkerung entwurzelt. Rund 4,5 Millionen Menschen müssen aus Pakistan und dem Iran repatriert werden. Ihre Wiedereingliederung stellt die Regierung vor eine fast unlösbare Aufgabe. Mangel an Land und Unterkünften, ungeklärte Besitzverhältnisse und fehlende gesetzliche Regelungen erschweren diesen Prozess. Nach Schätzungen halten sich im Iran zudem zusätzlich zu den registrierten Flüchtlingen aus Afghanistan noch 4 Millionen „illegale“ Flüchtlinge auf.

Erfreulich ist einerseits, dass immer mehr gut ausgebildete afghanische Flüchtlinge in ihre Heimat zurückkehren und beim Wiederaufbau helfen. Darunter – so das Flüchtlingswerk UNHCR – viele erfahrene Handwerker und Akademiker, beispielsweise Lehrer, Ingenieure und Fachkräfte aus dem Gesundheitswesen.

Andererseits geben Woche für Woche Hunderte von Afghanen ihr Urteil über die Entwicklung der vergangenen fünf Jahre in der Form von Visaanträgen ab. Sie drängen sich vor den Toren der Botschaft des Iran, weil sie beim Nachbarn auf Arbeit hoffen, die sie in ihrer Heimat nicht finden können. Dramatisch hierbei ist die Tatsache, dass die meisten dieser ausreisewilligen Afghanen lesen und schreiben können,

über eine Berufsausbildung verfügen und somit für die Zukunft ihres Landes wichtig wären.

Und Tausende sind während der vergangenen Monate wieder nach Pakistan geflohen, um den zunehmenden tödlichen Anschlägen von Terroristen in Kabul und in den Provinzen zu entgehen.

Entwaffnung und Integration

Ungemein schwierig erscheint es auch, die ehemaligen Kämpfer, soweit sie nicht in die neue Armee und Polizei aufgenommen werden, in ein normales, produktives Zivilleben zurückzuführen. Vorsichtigen Schätzungen zufolge handelt es sich um etwa eine halbe Million junger Afghanen, die außer dem bewaffneten Kampf nichts gelernt haben. Die meisten Exkombattanten müssen gemäß des Petersberger Abkommens ihre Waffen abgeben. Im vergangenen Jahr wurde der DDR (Disarmament, Demobilisation and Reintegration)-Prozess abgeschlossen. Zehntausende von Kämpfern wurden entwaffnet, für die neue Armee (ANA) und Polizei ausgebildet beziehungsweise in die Nachkriegsgesellschaft integriert. Angestrebt ist es, bis Mitte 2007 62.000 Polizisten und Grenzpolizisten sowie bis Ende 2010 70.000 Soldaten zu etablieren und funktionsfähig zu machen.

Der nunmehr angelaufene DIAG (Disarmament of Illegal Armed Groups)-Prozess verläuft allerdings eher schleppend. Diese Entwaffnungsaktionen, die das Gewaltmonopol des Staates sichern sollen, werden vor allem in den Provinzen nicht sehr ernsthaft verfolgt, wo mittlerweile Drogenbosse und Vertreter der organisierten Kriminalität ihre Geschäfte durch ihre bewaffneten Milizen absichern. Und ein staatliches Gewaltmonopol kann letztlich nur durch ausreichend vorhandene präsenzte Polizei und Armee garantiert werden. Dies kann durch die Regierung Afghanistans allein nicht gewährleistet werden, und die internationale Gemeinschaft ist gefordert, hier mit finanziellen Mitteln, Material und Ausbildung zu helfen.

Macht und Drogen

Die regionalen Machthaber sind einer der bestimmenden Machtfaktoren innerhalb Afghanistans. Ihr Machtanspruch basiert entweder auf der Wahrnehmung offizieller Funktionen oder dem quasi Beibehalten

ehemaliger Posten. Dabei greifen sie auf eine Anhängerschaft zurück, die sie durch Abhängigkeitsverhältnisse, wie Sicherung der wirtschaftlichen Überlebensfähigkeit oder Schutzzusicherungen, gefügig halten. Zur Sicherung ihrer eigenen Position verfügen die regionalen Machthaber meist über illegal bewaffnete Kräfte. Diese können Stärken von mehreren hundert Kämpfern aufweisen. Hinzu kommt die Möglichkeit des Zugriffs auf offizielle Kräfte wie Polizei oder Militär, wenn Einfluss auf entsprechende Organisationen ausgeübt wird. Fast alle regionalen Machthaber sind in illegale Aktivitäten, vor allem in das Rauschgiftgeschäft, verwickelt. Die Bürgerkriegsparteien und die Taliban hatten einen Großteil ihrer Waffen durch Mohnanbau und Drogenhandel finanziert. Auf diesem Wege wurde Afghanistan größter Opiumproduzent der Welt. Zwischenzeitig ist die Opiumproduktion unter der Regie der Lokalherren nochmals auf neue Rekordmarken (6.100 Tonnen Rohopium) gestiegen, das sind 92 Prozent der weltweiten Produktion. Die Anbaufläche von Schlafmohn hatte von 2003 auf 2004 um 59 Prozent auf 165.000 Hektar zugenommen. 2005 war ein Rückgang der Anbauflächen zu verzeichnen, dafür war die Ernte ergeiebiger

Die bestimmenden Motive für den Anbau von Drogen im Vergleich zur herkömmlichen Landwirtschaft sind die deutlich besseren Einkommensmöglichkeiten und die Abhängigkeit der Landwirte von den regionalen Machthabern. Der Hektarertrag liegt für die Bauern im Anbau von Schlafmohn bei 5.400 US-Dollar und ist damit zehnmal höher als beim Anbau von Weizen, der derzeit rund 550 US-Dollar pro Hektar einbringt. Dieser Ertrag ermöglicht den Mohn-Bauern einen relativen Wohlstand.

Schlafmohnanbau und Opiumhandel dominieren die afghanische Volkswirtschaft. Die Wertschöpfung aus diesem Geschäft beträgt 2,7 Milliarden US-Dollar, was etwa 60 Prozent des offiziellen Bruttosozialproduktes ausmacht. Dabei entfallen auf den Drogenanbau rund 600 Millionen US-Dollar und auf den Handel geschätzte 2,1 Milliarden US-Dollar.

Rund 350.000 Bauernfamilien mit 2,3 Millionen Angehörigen sind finanziell vom Schlafmohnanbau abhängig. Dies entspricht mehr als 10 Prozent der Gesamtbevölkerung. Dazu kommen noch einige hunderttausend Beschäftigte in Drogenlaboren sowie Erntehelfer.

Die Regierung Karsai sucht nach Alternativen für die Bauern. Safran, Baumwolle, Trockenfrüchte oder gar Wein. Weiterhin will sie mit den Regierungen der 6 Nachbarländer ein Abkommen gegen den Drogenanbau und –handel abschließen und einen „Sicherheitsgürtel“ um das Land ziehen. Hier kann es nur eine regionale Lösung geben, die von Seiten der Vereinten Nationen besonders unterstützt wird.

Gefährdete Bildung

Zwar hat sich der Zugang zur schulischen Grundbildung für Kinder und Jugendliche im Vergleich zu 2001 verbessert. Damals gab es landesweit rund 900.000 Schüler, 4 Jahre später waren es schon mehr als 5 Millionen. Dennoch bleibt die Ausbildungssituation – auch an den Hochschulen – schwierig. Hintergrund ist die starke Zunahme an eingeschriebenen Studenten von etwa 4.000 im Jahr 2001 auf 42.000 im Jahr 2005. Zu Beginn dieses Jahres waren landesweit rund 7 Millionen junge Leute als Schüler und Studenten in Afghanistan registriert, davon 38 Prozent Mädchen und junge Frauen.

Das Weltkinderhilfswerk UNICEF und die afghanische Regierung haben eine Sondereinheit gebildet, die Schüler, Lehrer und Bildungseinrichtungen besser vor Übergriffen schützen soll. Allein im Jahr 2006 sind rund 100 Schulen Zielscheibe von Anschlägen der Taliban und anderer bewaffneter Gruppen geworden. Die ‚Special Task Force‘ steht rund um die Uhr mit allen 34 Provinzen Afghanistans in Kontakt und ist im Fall von Anschlägen auf Bildungseinrichtungen oder Bedrohungen sofort einsatzbereit. Innerhalb von 72 Stunden kann die UNICEF vor Ort Hilfe leisten. So werden Zelte, Schulbücher und Lehrmaterialien geliefert oder auch Baumaterial, um zerstörte Klassenräume sofort wieder aufzubauen. Die Maßnahmen sind notwendig geworden, da sich die Zahl der Übergriffe auf Schulen im Vergleich zum gleichen Zeitraum im letzten Jahr versechsfacht hat. Die internationale Menschenrechtsorganisation „Human Rights Watch“ (HRW) hat zwischen Januar 2005 und Juli 2006 insgesamt 204 Angriffe auf Lehrer, Schüler und Schulen dokumentiert.

Besonders betroffen sind Schulen für Mädchen, die während der Talibanherrschaft keinen Zugang zu Bildung hatten. UNICEF befürchtet, dass die Angriffe die Fortschritte im Bildungsbereich nach dem Ende der Taliban im Jahr 2001 zunichte machen könnten, denn in jüngster

Zeit haben immer mehr Einrichtungen schließen müssen. Allein in vier Provinzen können rund 100.000 Kinder nicht mehr die Schule besuchen.

Ein weiterer Aspekt im Bereich Bildung beinhaltet das Thema Kulturraub. Afghanistan wird kulturell ausgeplündert. Während der Talibanherrschaft die Zerstörung von Denkmälern ein gängiges Prinzip, erfolgt seit deren Sturz ein kultureller Ausverkauf. Kunstschatze werden ins Ausland geschmuggelt und verkauft. Dieser Schwarzmarkt bringt Millionen US-Dollar ein, verhindert aber zugleich eine kulturelle Rückbesinnung und damit die Entwicklung einer eigenen – nicht nur staatlichen – Identität.

Wiederaufbau und Entwicklung

Der Weltsicherheitsrat hat im März 2006 seine Aufbauhilfe für Afghanistan weiter ausgedehnt. Das vierjährige Mandat der United Nations Assistance Mission in Afghanistan (UNAMA) wurde einstimmig bis März 2010 verlängert. Die Mission wird derzeit von dem Deutschen Tom Koenigs geleitet und hat zur Aufgabe, den Wiederaufbau und die Entwicklung des Landes nach mehr als 20 Jahren Krieg und Gewalt zu unterstützen. In seiner Resolution fordert der Sicherheitsrat die Regierung in Kabul sowie alle an dem Aufbau beteiligten Länder auf, das im Januar in London aufgesetzte Rahmenwerk durchzusetzen, die Sicherheitslage zu verbessern und den illegalen Drogenhandel einzuschränken. Ohne anhaltende Unterstützung droht Afghanistan nach Aussage von Experten der Vereinten Nationen ein Rückfall. Derweil plädiert das Kinderhilfswerk UNICEF, der Bildung von Mädchen und Frauen besonders viel Beachtung zu schenken. Derzeit können nur 14 Prozent aller Frauen im Land lesen und schreiben. Laut UNICEF durften allein im Jahr 2006 1,2 Millionen kleiner Mädchen auf Wunsch ihrer Eltern nicht zur Schule gehen.

Die Aufbauplanung für Afghanistan sieht vor allem eine Stärkung der Infrastruktur vor.

Bislang werden nur 6 Prozent der Bevölkerung mit Strom versorgt, geplant ist, innerhalb der nächsten 4 Jahre 65 Prozent der afghanischen Gesamtfläche und 90 Prozent der Fabriken an das Stromnetz anzuschließen, wobei auf Importstrom und Eigenproduktion zurück-

gegriffen werden soll. In den kommenden 4 Jahren wird die Reparatur aller kriegszerstörten Straßen angestrebt, sowie die Verbindung der Provinzen und Distrikte untereinander genauso wie der Bau von Verkehrswegen in die Nachbarländer. Hier ist zum Beispiel eine Bahnstrecke von Mazar e Sharif nach Termez in Usbekistan geplant.

Durch gezielten Ausbau der Bewässerungssysteme soll eine Erhöhung der landwirtschaftlichen Produktion um 30 Prozent ermöglicht werden.

Das Gesundheitswesen soll soweit verbessert werden, dass die Sterberate bei Kindern um 15 Prozent gesenkt werden kann. Im Bildungswesen ist die Erhöhung der Lehrer- und Schulkapazitäten mit dem Ziel angestrebt, 70 Prozent der Jungen und 60 Prozent der Mädchen mit Schulbildung zu versorgen.

Ohne Sicherheit keine Zukunft

Das zentrale Problem ist – stärker denn je – die Sicherheitslage. Besonders in den paschtunischen Kerngebieten im Süden und Osten des Landes ist die Gefährdung gewachsen. Dort ist es im Jahr 2006 zu erheblichen Kämpfen gekommen, bei denen viele Hunderte Afghanen, darunter auch zahlreiche Zivilpersonen, den Tod fanden. Aber auch in Kabul und in den anderen Provinzen ist die Lage bedrohlicher geworden. Versteckte Sprengsätze, Bombenanschläge, zunehmende Selbstmordattaken und Entführungen sind im ganzen Land eine wesentliche Form des Terrors.

Vor einem Jahr noch wurden die Gewalttaten als Einzelfälle, vor allem ausländischer Dschihadisten, bezeichnet. Heute aber sind es einheimische Kämpfer, die sich für die Ziele einer erstarkten islamistischen Guerilla opfern. Die wachsende Zahl der Angriffe auf internationale Truppen, Aufbauhelfer und einheimische Sicherheitskräfte auch in Nordafghanistan, wo die Bundeswehr-Friedenstruppe gänzlich das Kommando übernommen hat, deutet darauf hin, dass die Militanten sogar über wachsenden Rückhalt im Volk verfügen müssen.

Die Bevölkerung ist unzufrieden über die Unzulänglichkeiten bei der Entwicklung in den Provinzen, beklagt, dass die Entwicklungshilfe letztendlich ein Tropfen auf den heißen Stein sei und die Regierung die Menschen in den abgelegenen Regionen vergesse. Besonders

wichtig ist den Menschen der Ausbau von Verkehrswegen und die Verbesserung der Stromversorgung.

Es müssen schnell sichtbare Entwicklungserfolge erreicht werden, um der Bevölkerung das Vertrauen in die neue Regierung und in die Hilfe der internationalen Kräfte zurückzugeben. Ohne Sicherheit wird es keinen Wiederaufbau und ohne sichtbaren Fortschritt die Sicherheitslage labil bleiben.

Für die derzeitige Sicherheit in Afghanistan zeichnet vor allem die internationale Schutztruppe ISAF verantwortlich. Was nach außen hin als rein militärisches Engagement wirkt, stellt in Wirklichkeit eine Mischung aus zivil-militärischer Zusammenarbeit dar. Im Bereich des ehemaligen Jugoslawien haben die NATO-Soldaten bereits umfangreiche Erfahrungen auf diesem Gebiet sammeln können. Dennoch stellt sich die Lage in Afghanistan für sie gänzlich anders dar, sind doch die Probleme, mit denen die Soldaten dort konfrontiert werden, umfangreicher und bisher unbekannter. Hierfür geeignete Lösungen zu finden, ist nicht immer einfach, und stellt für nicht wenige ISAF-Angehörige eine Belastung dar. Unsere Soldaten sind in Afghanistan keine bloßen Statisten oder Komparsen, sie üben dort eine Rolle aus, die von der Zivilbevölkerung immer wieder von neuem begutachtet und bewertet wird. Doch – anders als in einem Kinofilm – gibt es hierfür kein Drehbuch, ist jeder ISAF-Soldat – vom Gefreiten bis zum General – gefordert, und setzt sich automatisch auch als Mensch mit den Verhältnissen im Land auseinander. Diese Reflexion ist ein andauernder Prozess, der auch nach dem Ende eines Einsatzes als Soldat in Afghanistan nicht abgeschlossen ist. Somit hat der ISAF-Einsatz auch die an ihm militärisch beteiligten Ländern verändert. Das Land am Hindukusch ist jetzt im Bewusstsein Europas und der Welt stärker verankert, als es während der sowjetischen Invasion der Fall war. Stand damals die Auseinandersetzung mit dem politischen Gegner UdSSR im Vordergrund, sind es heute die inneren Verhältnisse des Landes und die Schicksale seiner Menschen. Diese Veränderung gilt es zu nutzen, und Afghanistan auf dem Weg in eine sichere Zukunft nicht allein zu lassen.

Drogen am Hindukusch, eine unendliche Geschichte?

Matthias Hofmann

Nach nunmehr fünf Jahren des intensiven Einflusses Westeuropas auf Afghanistan hat sich in der Grundeinstellung der Afghanen bezüglich des Drogenanbaus nur wenig verändert. Warum aber sollte dies auch geschehen sein, ist doch der Anbau von Mohn vielerorts die einzige und noch dazu eine sehr lukrative Möglichkeit für die Afghanen, sich und ihrer Familie einen gewissen Wohlstand zu erarbeiten. Seit Mitte der 90er Jahre spricht man sogar vom „Goldenen Halbmond“ in Afghanistan und dass dieser das „Goldene Dreieck“ (Kambodscha, Thailand und Myanmar) abgelöst habe.



Basic map of the world's primary opium/heroin producers. Also shows the "golden crescent" and "golden triangle" regions. Created by FirstPrinciples, 5 March 2005. Based on a public domain map.

Die Geschichte des Mohnanbaus in Afghanistan

Bereits die ersten orientalischen Kulturen kannten und schätzten die Wirkungen des Opiums, das man als Heilmittel gegen Durchfallerkrankungen, zur Schmerzlinderung und zur Beruhigung schreiender

und hungriger Kinder einsetzte.² Jedoch die „Veredelung“ des Opiums zur Droge Heroin war bis zum Einmarsch der UdSSR in Afghanistan am 27. Dezember 1979 weitestgehend unbekannt. Die sowjetische Invasion veränderte auch in diesem Fall die afghanische Kultur³ nachhaltig. Mit den fremden Soldaten kam auch eine neue Nutzung des Opiums auf. Allerdings wurde in jener Zeit das Opium nicht in Afghanistan selbst „veredelt“, sondern dies erledigten zumeist Labore jenseits der afghanischen Nordgrenzen.

Der wie auch immer geartete Umgang mit Drogen birgt auch in einer islamischen Kultur ein nicht zu unterschätzendes Problem, da der Konsum jeglicher Drogen im Islam strengstens untersagt ist. Sicherlich hatte man sich schon über die Jahre und Jahrhunderte hinweg mit diesem Verbot arrangiert, so dass man schnell eine islamische Begründung gefunden hatte, den Anbau und Handel mit Drogen vor dem Koran⁴ zu rechtfertigen. Man verständigte sich nämlich darauf, dass diese „neue“ Droge vor allem von den verhassten Besatzungssoldaten – also Ungläubigen – konsumiert wurde und nicht von den eigenen „rechtgläubigen“ Personen. Wenn also die Ungläubigen durch die Einnahme der Drogen geschwächt und damit in ihrem Kampf gegen die Afghanen nachhaltig behindert würden, dann sei der Anbau dieser Droge auch vor dem Koran vertretbar.

Erst im Laufe der folgenden Jahre der sowjetischen Besatzungszeit entstanden vielerorts in Afghanistan kleine Drogenlabors, die aus dem Rohopium Heroin herstellten. Dieses Heroin entsprach aber noch nicht den europäischen „Qualitätsbestimmungen“ und wurde deshalb weniger exportiert, sondern mehrheitlich von den sowjetischen Besat-

² Pohly, Michael, Die Bedeutung von Mohn, Opium und Heroin in Afghanistan; in: Wegweiser zur Geschichte Afghanistans, hrsg. von Chiari, Bernhard, Paderborn 2002. Seite 174-178.

³ Um die Thematik nicht zusätzlich zu komplizieren, werde ich weitestgehend von der „afghanischen Kultur“ sprechen und mich nicht in der Verschiedenartigkeit der unterschiedlichen afghanischen Kulturen ergehen.

⁴ Der Koran ist das Glaubensbuch der Muslime, und in vielen Bereichen des afghanischen Staates wird die Rechtsprechung bis heute davon maßgeblich beeinflusst. (Scharia).

zungstruppen vor Ort konsumiert. Aber auch in den angrenzenden Staaten – hauptsächlich in den ehemaligen Sowjetrepubliken Turkmenistan, Usbekistan und Tadschikistan sowie in der Türkei – wurde der afghanische Mohn veredelt und wieder zurück importiert, um ihn dort an die vielen potentiellen Konsumenten abzugeben. Für viele der sowjetischen Besatzungssoldaten stellte der Genuss von Haschisch, Opium und Heroin nicht nur eine willkommene Abwechslung ihres meist sehr eintönigen Dienstes dar, sondern ließ sie die auf beiden Seiten begangenen Kriegsverbrechen besser verkraften.

Die ursprüngliche Idee, dass die in Afghanistan erzeugten Drogen nur von den „Ungläubigen“ konsumiert würden, erwies sich jedoch als falsch, denn immer mehr Afghanen verfielen den Drogen, da diese auch für sie eine willkommene Abwechslung in ihrem ärmlichen und zumeist auch brutalen Alltag darstellten und bis heute noch darstellen.

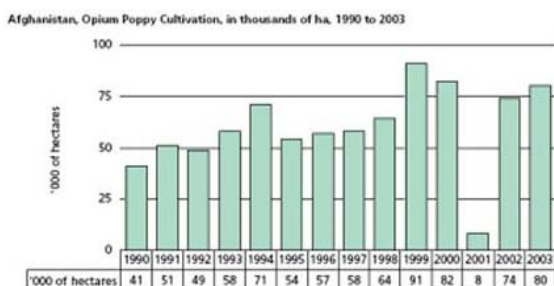
Die Brutalität innerhalb der sowjetischen Armee nahm durch die starke und ständige Präsenz von Drogen soweit zu, dass es leider auch immer wieder zu schweren Vergehen innerhalb der Truppen kam. Bis zum Ende der Besatzungszeit (Februar 1989) war ein Großteil der sowjetischen Armee in Afghanistan den Drogen verfallen.

Beim Abzug der sowjetischen Armee verblieb jedoch das Schreckgespenst Drogen weiter in Afghanistan. In den Bürgerkriegswirren zwischen 1989 und 1992 gab es keine afghanische Autorität, welche den Drogenanbau und Konsum hätte einschränken, geschweige denn gänzlich unterbinden können. Vielmehr erkannten die verschiedenen „Warlords“, dass sich die Drogen sehr gewinnbringend ins Ausland verkaufen ließen, und mit dem eingenommenen Geld konnte man allerorts Waffen für die anhaltenden Kämpfe erwerben. Vor allem die beiden großen „Warlords“ Massoud und Dostum erkannten in dem Anbau und Export von Drogen ein notwendiges Mittel, um Krieg gegeneinander führen zu können.

Vielleicht sind auch die äußerst brutalen Vergehen der gegeneinander kämpfenden afghanischen Bündnisfraktionen mit dem starken Konsum von Drogen zu begründen. Denn die meisten der bis heute noch bestehenden Verwüstungen des Landes fanden in der Zeit statt, als sich das kommunistische Regime – auch ohne Unterstützung Moskaus – gegen die anstürmenden Mujaheddin verteidigte.

Aber sicherlich ist der Umstand, dass es viele Kriegsparteien in stets wechselnden Bündnissen gab, ein Garant für den weiteren Anbau und Export von Drogen.

Auch als im April 1992 in Kabul die Najibullah-Regierung gestürzt wurde, konnte man der Drogensituation nicht Herr werden, da es jetzt erst einmal galt, eine neue Regierung zu bilden und durchzusetzen. Mit der Drogenproblematik wollte man sich dann später beschäftigen. Doch zu dem „später“ kam es nicht, da ein erneuter Bürgerkrieg ausbrach. Diesmal ging es nicht um die Bekämpfung eines kommunistischen Regimes, sondern der neue Präsident Rabbani stammte von der Ethnie der Tadschiken ab, die Ethnie der Paschtunen – welche die Bevölkerungsmehrheit in Afghanistan stellen und stellen – war nicht gewillt, einen „Nichtpaschtunen“ als Präsidenten zu akzeptieren.⁵ Im nun erneut tobenden Bürgerkrieg hatte man kein Interesse, der Drogenproblematik Herr zu werden. Vielmehr nutzte man wieder die enormen Gewinne des Drogenhandels, um weiter Waffen und Munition zu erwerben. Der Umstand, dass durch den erneuten Bürgerkrieg die Hilfsleistungen aus dem Ausland buchstäblich auf der Strecke liegen geblieben waren, ebenso die zarten Anfänge einer wirtschaftlichen Zusammenarbeit mit den russischen Nachbarn jäh abbrachen und es ein massives Nahrungsmitteldefizit gab, nötigte die afghanische Regierung, im großen Stil Geld zu drucken, um das Budgetdefizit auszugleichen. In diesem wirtschaftlichen Chaos suchte man nach einem mehr oder weniger kalkulierbaren Wirtschaftsgut und fand es im Anbau und Export von Drogen.⁶



Erst als die Taliban 1996 die Herrschaft über $\frac{3}{4}$ des Landes innehatten, schien sich eine Wandlung in der Drogenpolitik anzukündigen. Die Taliban, die

⁵ Die Paschtunen leiten von dem Umstand, dass sie die größte Ethnie in Afghanistan stellen, für sich ab, dass nur sie ein Recht haben auch den Präsidenten des Landes zu stellen.

⁶ Barnett, Rubin R., *The Political Economy of War and Peace in Afghanistan* (2000); aus: www.strategische-studien.com/uploads/media/PaperWasmann-Wettenschwiler 9.5.06.pdf

als strenggläubige Muslime einen „Gottesstaat“ in Afghanistan errichteten, versuchten anfänglich der Drogenproblematik Herr zu werden. Wie man der Statistik auch entnehmen kann, erreichten sie nach ihrer Machtergreifung in den von ihnen kontrollierten Gebieten einen Rückgang der Drogenanbaufläche. Ihnen kam vor allem die direkte und intensive finanzielle Unterstützung Pakistans zugute. Doch auch sie merkten schnell, dass mit den Drogen ein enormes Geschäft zu machen sei, und so kehrten sie ihrer anfänglichen Antidrogenpolitik sehr schnell den Rücken. Auch die sich im Norden des Landes bildende „Nordallianz“ – ein Zweckbündnis, bestehend aus tadschikischen, usbekischen und hazarischen Kriegsherren – die dem Taliban-Regime erbitterten Widerstand leistete, förderte den Drogenanbau zusätzlich in einem solchen Maß, dass in den folgenden Jahren die Erntemenge kontinuierlich zunahm. Trotz des Wissens, dass Massoud – der Führer der Nordallianz – am Drogenanbau und Export verdiente, riss die Solidarität des Westens und auch die des ehemaligen Feindes Sowjetunion, der sich mittlerweile wieder in Russland verwandelt hatte, nicht ab, sondern wurde im Gegensatz noch intensiviert.⁷ Massoud finanzierte seinen Krieg gegen die Taliban mit Geld, das er aus dem Drogenexport und dem Edelsteinhandel⁸ erwarb.

Auch die Taliban selbst profitierten von dem Drogenanbau in dem von ihnen kontrollierten Gebiet insofern, als vor allem Saudi Arabien ihnen gegen die Zusage der Vernichtung von Drogenfeldern verschiedene Güter und dabei in erster Linie Lebensmittel lieferte. Aber ihre Haupteinnahme war der Erlös aus der Transitsteuer der Güter, die von Dubai nach Pakistan über den von den Taliban geschützten Schmugglerkorridor gelangten.⁹ Diese Einnahmen und die aus dem Drogenge-

⁷ Hierbei spielte sicherlich die Bekämpfung der radikal-islamischen Fundamentalisten, der Taliban, die entscheidende Rolle und nicht Sympathie oder Antipathie an der Person Massouds oder dessen politischen Ansinnens.

⁸ In der afghanische Provinz Badakhshan findet man neben dem bekannten Halbedelstein Lapislazuli auch Rubine. Einer dieser afghanischen Rubine zierte die Krone der Königin von England.

⁹ 1997 schätzte man die Einnahmen aus der „Transitsteuer“ auf 57 Mio. US-Dollar. Barnett, Rubin R., *The Political Economy of War and Peace in Afghani-*

schäft, die man 1997 auf ca. 30 Mio. \$ schätzte, ermöglichten den Taliban, ihre Interpretation des Islams auszuleben und sich trotz der fast weltweiten Isolation über einige Jahre hinweg als Regierungsmacht in Kabul behaupten zu können.

Am Ende des letzten Jahrhunderts erkannten sowohl die Nordallianz als auch die Taliban, dass man mit der veredelten Droge wesentlich mehr Geld verdienen könnte als mit Opium. So entstanden in beiden Lagern unter dem Schutz der jeweiligen Obrigkeit Drogenlabore, die anfangen, Heroin in Eigenproduktion herzustellen.

1999 erreichte der Drogenanbau auf einer Fläche von ca. 91.000 ha einen vorläufigen Höhepunkt. Der Einbruch im darauf folgenden Jahr war nicht etwa einer veränderten Drogenpolitik zu zuschreiben, sondern hatte seine Ursache lediglich in dem Umstand einer großen Dürre. Die Mohnfelder konnten in Folge dessen nicht in einem ausreichenden Maß bewässert werden, und somit ging die Anbaufläche um fast 10.000 ha zurück und umfasste nun nur noch ca. 82.000 ha.

Als die Amerikaner im Jahre 2001 ihre Operation „Enduring Freedom“ begannen, war die Drogenernte weitestgehend schon eingebracht worden. Warum aber die Anbaufläche in jenem Jahr so äußerst gering war, kann heute nicht mehr eindeutig gesagt werden. Man vermutet, dass die Taliban die Pflanzen radikal vernichtet hatten, da sie noch aus dem Vorjahr so große Vorräte hatten, dass man einen solchen Schritt ohne weiteres durchführen konnte. Die drastische Verringerung der Mohnanbaufläche auf ca. nur noch 8.000 ha kann ansonsten nicht schlüssig begründet werden.

In der westlichen Welt glaubte man schon, dass man mit der Vertreibung der Taliban auch das Drogenproblem in den Griff bekommen hätte, aber man täuschte sich dabei grundlegend, denn nun konnten die „Warlords“, die nun nicht mehr durch die Talibanregierung gegängelt wurden, in aller Seelenruhe ihre Opiumproduktion vergrößern. Die neue afghanische Regierung unter der Führung des Übergangspräsidenten Harmid Karzei war damals wie heute nicht in der Lage, diesem Treiben Einhalt zu gebieten. Zwar verkündete der Präsident noch im Januar 2002, dass der Mohnanbau als „gottloses Tun“ geächtet und

stan (2000); aus: www.strategische-studien.com/uploads/media/PaperWasmann-Wettenschwiler 9.5.06.pdf

unter Strafe gestellt würden. Der Aufruf erreichte auch die maßgeblichen Afghanen (Gouverneure, Polizeichefs und andere), die ihrerseits auch die Order Karzais weitergaben, allerdings ihre Handlungsweisen nicht veränderten und nach wie vor ihrem Drogenanbau und -handel unbekümmert und unverfolgt weiter nach gingen.¹⁰ Auch die Aufrufe der afghanischen Geistlichkeit – Imame und Mullahs – gegen den Drogenanbau verhalten in den meisten Fällen ungehört, da sie selber ihren Aufrufen keine Taten folgen ließen, sondern in vielen Fällen ihren eigenen Broterwerb als Tagelöhner auf Mohnfeldern verdienten.¹¹

Zusätzlich wurde der Ausbau der Opiumanbauflächen von den verschiedenen afghanischen Politikern teilweise gefördert, da auch viele von ihnen an dem Drogengeschäft gut verdienten und dies bis heute noch tun. So verwundert es nicht, dass die Opiumproduktion in Afghanistan seit 2002 wieder kontinuierlich ansteigt. Waren es 2002 noch 74.000 ha, so hatte sich die Anbaufläche in den nächsten 4 Jahren verdoppelt. Die geschätzte Anbaufläche beträgt 2006 rund 150.000 ha und verspricht eine Ernte um die 6.100 t Opium.

Auf der Petersberg-Konferenz in Bonn im Dezember 2001 wurde unter anderem auch ein Fahrplan zur Drogenbekämpfung in Afghanistan aufgestellt. Es sollten sich neben dem Staat Afghanistan auch die ISAF-Nationen in die Bekämpfung der Drogen einbringen. So haben viele der „Geberländer“ versucht, durch verschiedene Projekte die Afghanen für andere „Feldfrüchte“ zu begeistern. Hierbei sollte das Projekt der Dänen, die einen Drogenanbau zur Nutzung für die Pharmaindustrie betrieben, sowie das deutsche Projekt, Rosen statt Drogen anzubauen, um daraus Parfum und Seife herzustellen, erwähnt werden. Aber diese Projekte waren nur der sog. „Tropfen auf den heißen Stein“, da diese Projekte nur hätten funktionieren können, wenn es einen lukrativen Absatzmarkt für diese genannten Produkte gegeben

¹⁰ Der Gouverneur der Provinz Helmand verlas den Aufruf Karzais und ließ danach weiter auf seinen Feldern Mohn anbauen, genau wie der dortige Polizeichef auch. Aus: Die Macht des braunen Goldes, von Ihlau, Olaf; in: Spiegel 26.03.05, Seite 118.

¹¹ Ein Tagelöhner verdient im Drogenanbau bis zu 12 US-Dollar. Zum Vergleich verdient ein Staatsbediensteter – wenn er ein regelmäßiges Gehalt beziehen würde – nur 2 US-Dollar. Ebenda, Seite 118.

hätte, doch den gab es nicht. Es konnten weder die Parfums und Seifen in lukrativer Art und Weise abgesetzt werden, noch konnte die Pharmaindustrie der Wirtschaftsmächte genötigt werden, diesen für die Pharma produzierten Mohn den afghanischen Bauern in finanziell akzeptabler Form abzunehmen.

Der afghanische Staat hat seinerseits 2004 die Bauern der Provinzen animiert, keine Drogen mehr anzubauen. Im Gegenzug sollten diese Bauern günstige Kredite sowie Saatgut erhalten. Eine nicht geringe Zahl an Bauern ging auf das staatliche Angebot ein und warteten dann auf die versprochene Hilfe, jedoch der Staat kam seinen Verpflichtungen nicht nach, so dass die Bauern im darauf folgenden Jahr nun wieder gezwungen waren, Drogen anzubauen, um ihre Schulden abbezahlen zu können.¹²

Bei persönlichen Kontakten mit verschiedenen Bauern im Nordosten des Landes erzählen diese gerne, dass sie eigentlich keine Drogen mehr anbauen wollten, aber entweder sei es die einzige Möglichkeit für sie Geld zu verdienen, oder sie werden von den unterschiedlichen „Warlords“ dazu gezwungen.

Dieser Zwang entsteht vor allem durch mehrjährige Verträge – in aller Regel handelt es sich dabei um Dreijahresverträge – zwischen den „Warlords“ und den Bauern. Diese Verträge beinhalten für den Bauern, dass dieser drei Jahre lang auf seinen Feldern Mohn zur Opium- bzw. Heroingewinnung anbauen muss. Im Gegenzug wird er vom „Warlord“ mit finanziellen Mitteln ausgestattet, um einerseits das besondere Saatgut zu erwerben und andererseits auch seiner Familie einen kleinen, aber doch wahrnehmbaren Luxus gegenüber der übrigen Bevölkerung zu ermöglichen. Der Reinerlös eines Bauern für seine mit Mohn bepflanzten Felder liegt ca. bis zu 20-30 fach höher, als wenn er „normale“ Feldfrüchte angebaut hätte.

¹² Mit diesen leeren Versprechungen hat der afghanische Staat ein weiteres Mal seine Unzuverlässigkeit unter Beweis gestellt. Das ihm seitens der afghanischen Bauern entgegengebrachte Vertrauen war wieder einmal das Papier nicht wert, auf dem diese Verträge schriftlich festgehalten waren. Somit hat die Kabuler Regierung zum wiederholten Mal an Ansehen und Würde verloren.

Dass dieser „Zwang“ real existiert, kann der aufmerksame Beobachter hin und wieder an urplötzlich abgebrannten Bauernhöfen erkennen. Sicherlich wird diese Vorgehensweise aber von keinem Afghanen offiziell als Vergeltung für die Nichteinhaltung von Feldanbauverträgen bezeichnet werden.

Da diese nationalen wie auch internationalen staatlichen Programme in Afghanistan gescheitert sind, konnten sich der Drogenanbau sowie die Veredelung weiter entwickeln. So verwundert es auch nicht, dass seit Anfang 2003 die afghanischen Labore in der Lage sind, hochwertiges Kokain und Heroin selber herzustellen. Die afghanischen Drogenbarone konnten damit ihre Gewinne deutlich erhöhen.

Die afghanische Drogenpolitik wird durch den Umstand, dass viele afghanische Politiker selbst darin verwickelt sind,¹³ noch zusätzlich erschwert. Zwar wird vielerorts in Afghanistan immer auf die „Warlords“ und ihre Beziehungen zur internationalen Drogenmafia geschimpft, dass diese an dem sehr schleppenden und eher stagnierenden Wiederaufbau schuld seien.¹⁴ Aber in Wirklichkeit haben nur ganz wenige afghanische Politiker ein wirkliches Interesse an der Bekämpfung der Drogen.

Auch die staatlichen Stellen – hier muss vor allem die Polizei, die durch Deutschland aufgebaute Drogenkommission und der afghanische Zoll genannt werden – beschlagnahmen nicht nur die Drogen, sondern verkaufen sie teilweise in eigener Regie weiter.¹⁵

¹³ Man vermutet, dass selbst ein Bruder des Präsidenten Karzais in den nationalen Drogenhandel verstrickt ist, obwohl das von Karzai vehement dementiert wird. Aus: Die Macht des braunen Goldes, von Ihlau, Olaf; in; Spiegel 26.03.05, Seite 118.

¹⁴ Ein stets immer wieder kehrender afghanischer Topos ist die Tatsache, dass ein Afghane niemals Schuld an dem Elend seines Staates hätte. Diese negativen Einflüsse kämen immer von außen.

¹⁵ Bei offiziellen Verbrennungen von beschlagnahmten Drogen in Kabul durch die oben genannten staatlichen Stellen ist es 2002/3 öfters vorgekommen, dass statt der Drogen Waschpulver verbrannt wurde.

Drogen sind ein einträgliches Geschäft und solange den Drogenbaronen keine Alternative, mit der sie ebensoviel Geld verdienen können, geboten wird, werden die Mohnblumen weiter in den afghanischen Provinzen blühen.

Das Drogengeschäft ist so lukrativ, dass auch Menschen, denen man es nicht zutrauen würde, sich an dem Geschäft beteiligen.¹⁶

Hinzu kommt noch der Umstand, dass der Schlafmohn eine sehr genügsame Pflanze ist, die zusätzlich auch noch schnell wächst. Mancherorts sind so auch zwei Ernten im Jahr möglich. Mittlerweile wird der Schlafmohn von fast allen Ethnien des Landes angebaut, um auch an diesem sehr lukrativen Geschäft teilhaben zu können.¹⁷

Die Einflussnahme der Drogen auf die Sicherheitslage in Afghanistan

Das größte Problem ist, dass es in vielen afghanischen Provinzen noch nie eine Staatsautorität in vollem Umfang gegeben hat, zur Zeit nicht gibt und in absehbarer Zeit nicht geben wird.

Das Interesse seitens der staatlichen Behörden in den Provinzen, die Drogenbarone dingfest zu machen oder ihnen das Handwerk zu legen, ist nur sehr gering, da fast alle an dem Drogengeschäft verdienen und wenn man sich nur für sein Wegsehen bezahlen lässt.

Die Grenzpolizei arbeitet in den meisten Fällen eng mit den Drogenbaronen zusammen und beschlagnahmt in aller Regel nur Ware, die nicht „angemeldet“ ist. Es ist den Mitarbeitern der Behörden auch nicht zu verdenken, an dem Drogengeschäft mitzuverdienen, da ihre Gehälter zum einen sehr gering sind und zum anderen nur sehr unregelmäßig ausbezahlt werden.

¹⁶ So haben z.B. einige der ausländischen wie auch der inländischen Hilfstransporte, die nach der Hochwasserkatastrophe in der Provinz Badakhshan im Juni 2005 die entlegenen Distrikte mit Hilfsgütern versorgten, auf ihren Rückwegen die kostbare Fracht zu den Umschlagsplätzen der Provinz gebracht.

¹⁷ Die Macht des braunen Goldes, von Ihlau, Olaf; in; Spiegel 26.03.05, Seite 118.

Es ist zur Zeit nicht absehbar, wie man sowohl seitens des Staates Afghanistan als auch seitens der ISAF-Nationen dieses Problems Herr werden könnte. Es finden zwar in regelmäßigen Abständen Drogenrazzien und Zerstörungen von Mohnanbauflächen statt, aber durch die weit verbreitete Korruption kann sich der eine oder andere Drogenbaron von den bevorstehenden Maßnahmen „freikaufen.“

Auch ist es den ISAF-Truppen nicht möglich, sich vehement mit dem Problem auseinanderzusetzen, da eine Intensivierung ihrer diesbezüglichen Aktivitäten eine enorme Verlustrate an Personal zur Folge hätte, die kein Politiker der ISAF-Nationen vor seiner Wählerschaft vertreten könnte.

Die Situation aber zu belassen, wie sie ist, kann und darf nicht das Resultat sein, da ansonsten alle Bestrebungen der Geberländer in Afghanistan zum Scheitern verurteilt wären. Denn die Entwicklung der Sicherheitslage in Afghanistan hängt zu einem großen Teil von der Art und Weise ab, wie man diese Drogenbarone zukünftig in das tägliche politische Leben integrieren könnte.

Im afghanischen Alltagsleben nehmen viele Afghanen, trotz des Verbotes durch den Koran, Drogen. Vor allem die einfachen Soldaten der verschiedenen Privatarmeen sowie auch unbezahlte Polizisten sind die meiste Zeit des Tages durch Drogenkonsum in ihrer Wahrnehmung behindert. Aber nicht nur Soldaten und Polizisten nehmen Drogen, auch viele einfache Afghanen neigen zum Drogenkonsum, da sie in der Droge eine Zuflucht aus ihrer persönlichen Tragödie sehen. Drogen kann man allerorts für wenig Geld erwerben: Ein Gramm Heroin kostet zur Zeit durchschnittlich 300 Afghani (ca. 5 Euro) und ist damit sechs mal so teuer wie ein Brot.¹⁸

Resümee

Resümierend kommt man leider zu der Einsicht, dass Drogen nicht nur die Sicherheitslage, sondern auch das Alltagsleben in Afghanistan nachhaltig negativ beeinflussen. Politisch werden die Drogenbarone, ihre Günstlinge sowie deren Gunst spendenden Personen weitest ge-

¹⁸ Jouault, Catherine, Zehn Abhängige an einer Nadel. Aus: Junge Welt Berlin 27.11.06

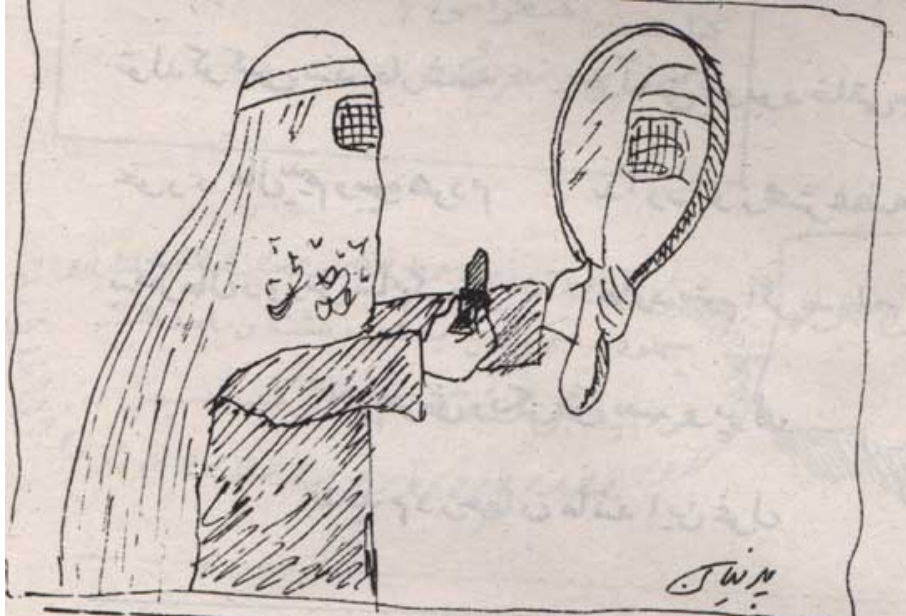
hend nur sehr vorsichtig und nicht konsequent belangt, militärisch stellen sie eine ernst zu nehmende Gefahr für die afghanische Regierung, Zivilbevölkerung und ISAF-Truppen dar und zivil nehmen sie immer mehr wichtige Positionen in der afghanischen Gesellschaft ein.

Eine Beurteilung der Sicherheitslage Afghanistans ohne Berücksichtigung des Drogengeschäftes und seiner Akteure würde zu einer Fehleinschätzung führen, die viele Menschenleben kosten könnte.

Wer den nachhaltigen Aufbau Afghanistans will, muss sich in welcher Art und Weise auch immer, mit den „Drogen-Warlords“ arrangieren, da man zur Zeit keine Möglichkeit besitzt, sie entweder auf wirtschaftlicher oder auf militärischer Basis zu einem Einlenken – auf den Verzicht des Drogenanbaus und Schmuggels – zu bewegen. Aber das in Kauf nehmen dieses Zustandes kommt einer Resignation in den Bemühungen um ein neues gewaltfreies Afghanistan gleich.

Die Burqa'isierung Afghanistans

Harald List



Aus der satirischen Zeitung Zanbil-e Gham: Wie trägt die burqa^cisierte Frau Lippenstift auf?

Geschichtliche Perspektive - Hintergründe

Zu den wesentlichen Aspekten und Problemen der islamischen Welt - und Afghanistans macht hier keine Ausnahme - gehört das Verhältnis zwischen den Geschlechtern und damit die Behandlung der Frauen. Hier bleiben alte mediterrane, präislamische Patriarchatsstrukturen wirksam, bei deren Überführung in moderne, egalitäre Strukturen der Islam bisher wenig erfolgreich war.

Der patriarchalisch geprägte Islam ist einerseits egalitär, aber zugleich auch in Klassen strukturiert. Egalität insofern, als alle Muslime ihren Referenzpunkt in Gott haben und vor ihm gleich sind. Dies gilt allerdings nur vom Prinzip her¹⁹ und führt bei Islamisten²⁰ (auch in Euro-

¹⁹ Doch nicht für diejenigen Muslime, die von anderen je nach Bedarf und Gemütslage als Häretiker in die Hölle verdammt werden. Ungleich ist auch die Behandlung von Selbstmordattentätern im Paradies: anders als die Männer, denen

pa) dazu, keine staatliche Autorität als verpflichtenden Referenzpunkt anzuerkennen.

Auf der anderen Seite steht die abwertende Differenzierung Muslime/Nichtmuslime. Letztere sind zu unterteilen in Anhänger einer anerkannten Buchreligion mit und Heiden ohne eigenes Lebensrecht (es sei denn, sie träten zum Islam über). Diesem entspricht die Aufteilung der Welt in ein Haus des Islams und ein solches des Krieges (auf arabisch: dâr al-harb) oder des Unglaubens (arab.: dâr al-kufr).

Innerhalb des Islams kommt es hingegen zu einer geschlechtsspezifischen Aufteilung, in der der Frau eine geringere Stellung zukommt und sie als nicht mündig angesehen wird, sondern Zeit ihres Lebens einem Vormund unterstellt bleibt (Vater, Bruder, Ehemann etc.)²¹

Verschiedene Ansätze zur Modernisierung "von oben" sind in der islamischen Welt gescheitert. So der des ba'athistischen Sozialismus im Iraq, dessen Frauen nach dem Fall des Regimes in ihren tatsächlichen Rechten weit zurückgeworfen sind. Der für westliche Augen spektakulärste Rückschritt dürfte sich mit der Ablösung des Schah-Regimes durch die Mullahkratie im Iran abgespielt haben - mit der Tschâdorisierung²² des Landes als eine der Folgen.

Auch in Afghanistan hat es mehrfach Modernisierungsversuche gegeben, denen jeweils gravierende Rückschläge folgten. Als rezentes Beispiel ist die ausgehende Herrschaft König Sâhirs zu nennen sowie die seines Cousins Dâwûd.

Vor rund 30 Jahren befanden sich die großen Städte Afghanistans, v.a. aber die Hauptstadt Kabul, auf demselben Wege in die Moderne wie

72 Jungfrauen versprochen werden, dürfen Attentäterinnen keineswegs auf 72 Jungmänner, mit denen sie sich vergnügen können, hoffen...

²⁰ Zu dem Begriff Islamist gibt es unterschiedliche Definitionen; hier wird derjenige gemeint, der seine strenge Auffassung des Islam zu Lasten weniger strenger Auffassungen landesweit und intolerant anwenden möchte.

²¹ Ausnahmen sind beispielsweise die Türkei, Libyen, Marokko mit seinem jüngst durch den jungen König aktualisiertem Familienrecht.

²² Der Tschâdor ist das im Iran gebräuchliche Kopftuch, welches Haupthaar, Kinn und Schultern bedeckt.

etwa türkische Städte²³ oder sowjetische in Zentralasien. Die Burqa'isierung des Landes scheint bei uns den Eindruck zu erwecken, als entspräche dieser Ganzkörperschleier uneingeschränkt den Traditionen des Landes. Tatsächlich nahmen vor rund 30 Jahren nicht unwesentliche Teile der afghanischen städtischen Gesellschaft Anteil an der Moderne: so gab es nicht nur etliche Busfahrerinnen, weibliche Ingenieure, Polizistinnen und andere Staatsbedienstete weiblichen Geschlechts; auch der Minirock war in gewissen Stadtvierteln Kabuls der 70er Jahre durchaus kein seltener Anblick. Dazu eine Afghanin:

Middle-aged and older women can recall the days when women moved, spoke and sang freely in a modernising Afghanistan. In the Sixties and Seventies, they gave public concerts and numbered among the staff of the music department at Kabul University. Parween and another famous singer, Sara Zaland, gave a concert in Kabul in 1966 wearing modern clothes that exposed their arms and legs.²⁴

Dass damals rund 70% der Frauen Kabuls einer westlichen Statistik zufolge den Ganzkörperschleier trugen, widerspricht dem nicht unbedingt, sondern dokumentiert eher die massive Landflucht.

Diese Modernisierungstendenzen setzten sich zur sozialistischen Zeit und dann während der sowjetischen Intervention fort - etwas anderes hätte auch kaum der sozialistischen Ideologie entsprochen.

Dieser Modernisierungspolitik erwachsen aus zwei unterschiedlichen Richtungen Widerstände. Der eine resultierte aus dem Beharrungsvermögen des ländlichen Bereiches, der nicht nur in Afghanistan dem städtischen Fortschritt hinterherhinkt. Aus diesem ländlichen Bereich entwickelte sich zur Mitte der 90er Jahre die Bewegung der Tâlibân, welche dazu führte, dass das Dorf mit seinen mentalen und Verwaltungsstrukturen die Stadt übernahm und diese nach seinem Ebenbilde verwaltete.

Auf der anderen Seite nahmen als Reaktion auf die Modernisierung islamistische Tendenzen im kleinbourgeoisen Hochschulbereich, v.a. an der Universität Kabul, zu. Protagonisten dieses von den Muslim-

²³ Wenn auch natürlich nicht an demselben Kilometerstein....

²⁴ http://www.iwpr.net/archive/arr/arr_200303_52_3_eng.txt.

brüdern sehr stark beeinflussten islamistischen Untergrundes waren Männer, die sich nicht nur sehr gut kannten, sondern teilweise in einem Lehrer-Schüler-Verhältnis zueinander standen. So lehrte Rabbânî an der Theologischen Fakultät; zu seinen Schülern gehörte der Militärführer der späteren Nordallianz, Ahmad Schâh Maß'ûd. Rabbânî wie andere hatten übrigens im Rahmen ihres Studiums erhebliche Zeit in Ägypten verbracht.²⁵ Zu jenen Kreisen gehörten damals auch Ssay-yâf und Hikmatyâr, somit also wesentliche Akteure der heutigen politischen Szene.

Dieser islamistische Untergrund lehnte natürlich nicht nur die Modernisierung ab, sondern die Regimes eines Amîn, Tarakî oder Karmal und damit den Sozialismus (und erst recht den Kommunismus) als gottlos ab, gegen den es heiligen Krieg (*dschihâd*) zu führen galt. Demzufolge nannte (und nennt) man sich Dschihâdist bzw. Mudschâhid²⁶ - eine Bezeichnung, auf die Afghanistans Führer auch heute großen, geradezu ideologischen Wert legen. Immerhin war es der Kampf unter der Führung solcher Leute, der zum Zusammenbruch des sozialistischen Regimes und dem Abzug der verhassten Roten Armee der Gottlosen führte - u.a. in mehr oder weniger enger Zusammenarbeit mit islamistischen Strömungen wie dem saudischen Waghâbismus und solcher Leute wie bin Lâdin. Dass aber in der Folge ihrer Machtstreitigkeiten das Land rapide verfiel und sie Kabul in Schutt und Asche fallen ließen, möchten sie heute kaum noch wahrhaben.

Da aber unter den Dschihâdisten-Kommandeuren so mancher sein eigenes Süppchen kochte, der Kampf gegen die Gottlosen in einen Kampf um Macht und Pfründe ausartete (mit der eben genannten Folge), begann die Bewegung der Tâlibân Fuß zu fassen, mit ausländischer Unterstützung (Pakistan, Saudi-Arabien, internationale Islamisten) an Gewicht zu gewinnen und schließlich die Mudschâhids aus zeitweilig bis zu 90% des Landes zu verdrängen.

²⁵ Vgl. Adamec: Biographical Dictionary (1987).

²⁶ In westlichen Sprachen wird ebenso gern wie fälschlich die arabische Pluralbildung mudschâhidîn (vorzugsweise mit irrigem doppel-d) wie die persischen Pluralbildung auf -ân (tâlibân) als Einzahl verstanden und verwendet.

Es ging somit eine islamistische Bewegung gegen die andere mit dem islamofaschistoiden²⁷ Anspruch der einzig richtigen Denkart vor. Gerechtet wurden die Dschihâdisten letztlich durch den Fehler der Tâlibs, sich mit Leuten zu verbinden, die die nichtislamische Welt aus unterschiedlichen Gründen bis auf's Blut hass(t)en: bin Lâdins Internationale (al-Qâ'ida), denn dies führte letztlich zur entscheidenden Unterstützung der Nordallianz (also der Dschihâdisten) durch den Westen.

Wichtig und für die Lage der Frauen ausschlaggebend ist dabei, dass sich im Grunde beim Übergang vom Tâlibân-Regime zum vom Westen gesponserten Dschihâdisten-Regime in zahlreichen Hinsichten wenig geändert hat, da ein islamistisches Regime vom nächsten abgelöst wurde. Allerdings fand sich die Führung nun in der (aus ihrer Sicht) misslichen Lage, auf ungeliebte Sponsoren Rücksicht nehmen zu müssen, die ihnen den Sieg über die Tâlibân ermöglicht hatten. Es gilt also das Projekt einer Islamischen Republik (als welche Afghanistan sich immerhin bezeichnet) in den Hintergrund zu stellen und Ali-bi-Fortschritte im Sinne der in Afghanistan engagierten Internationalen Gemeinschaft zuzulassen.

Allerdings sind nicht alle Kriegsherren / Politiker islamistisch eingestellt oder angehaucht: als ein Gegenbeispiel ist der (übrigens sowjetisch ausgebildete) Usbeke Dostum zu nennen, der aus der Armee hervorgegangen ist und an einem islamischen Charakter Afghanistans kein besonderes Interesse zu haben scheint; dies gilt wohl vornehmlich dem eigenen Wohlergehen, spiegelt aber wohl auch die Haltung von nördlichen Provinzen wie Dschôdschân mit ihrer usbekischen geprägten Bevölkerung wieder. Derartiges entspannt natürlich die Lage der Frauen in seinem Herrschaftsbereich in gewissem Maße.²⁸

²⁷ In der Wissenschaft kontrovers diskutierter Begriff.

²⁸ Dies sollte jedoch nicht über den schlechten Ruf von Dostum und seiner Truppen hinwegtäuschen, die die örtliche Bevölkerung als 'Teppichdiebe' bezeichnet(e). Dostum selber wird als backwater *Saddam Hussein* geschildert. Michael Griffin, "Reaping The Whirlwind: The Taliban Movement in Afghanistan," zitiert nach Don Chapman, Many Afghans haunted by Northern Alliance's past, in *The Atlanta Journal-Constitution*, 21.11.01.

Solchen Islamisten wie Rabbânî, Hikmatyâr u.a. gegenüber finden sich Menschen, die nicht bereit sind, sich mit dem Ausschlag des Pendels in Richtung Rückschritt und Burqa^cisierung des Landes abzufinden. Das sind zum einen Afghan(inn)en, die im Ausland andere, teilweise wie im Iran oder Pakistan ebenfalls islamische Verhaltensweisen kennen gelernt haben. Wer in diesen beiden Ländern den Führerschein jahrelang problemlos nutzen konnte, findet sich mit frauenspezifischen Fahrverboten (wie in Herat) höchst ungern ab, von denjenigen Afghaninnen ganz zu schweigen, die aus dem westlichem Exil zurückkehren.

Zur sozialistischen Zeit hatte auch ein dem gesellschaftlichen System entsprechender Organisationsgrad geherrscht; zu den daher bekannten Massenorganisationen hatte natürlich auch eine Frauenorganisation gehört.

Bereits 1977, also zur ausgehenden republikanischen Zeit unter Dâwûd, bildete sich die Organisation RAWA (Revolutionary Association of Women of Afghanistan). Sie unterhielt zur Tâlibân-Zeit wesentliche Untergrundaktivitäten wie (aus Tâlibân-Sicht) illegale Schulen für Mädchen in Privathäusern und führte Dokumentation und Maßnahmen der Werbung im Ausland durch. Heute wird RAWA die Legalität längst nicht mehr bestritten, sie bedient sich moderner Kommunikationsmittel wie des Internets.²⁹

Bemerkung zur Quellenlage

Eine der informativsten Quellen zur heutigen Lage der Frau sind die Berichte der Organisation Human Rights Watch³⁰ sowie von amnesty international. Zwar beschreibt der HRW-Hauptbericht die Lage in Westafghanistan unter dem mittlerweile abgesetzten Lokalpotentaten Ißmâ^cîl Chân, doch scheint dies mutatis mutandis auch für andere Regionen des Landes zu gelten, sei es, dass dort ähnlich verfahren wird (Kandahar), oder sei es, dass man - wäre dies möglich - nur zu gerne ähnlich vorgehen würde (Kabul). Die massive Präsenz der Internatio-

²⁹ rawa.org.

³⁰ hrw.org.

nenalen Gemeinschaft führt immerhin im Großraum Kabul zu Ansätzen der Lageverbesserung für die Frauen.

Die islamistische Unterdrückung der Frau erstreckt sich auch auf deren Meinungsfreiheit - infolgedessen zögern viele Afghaninnen, ihre Lage (und ihr Leiden) Fremden gegenüber zur Sprache zu bringen.

Die Lage der Frauen unter den Tâlibân wurde von Renate Kreile in ihrer Studie *Zan, zar, zamin*³¹ ("Frau, Gold und Boden", also die wesentlichen Elemente in der paschtunischen Wertehierarchie zur Tâlibân-Zeit)³² eindrücklich geschildert.

Der Burqa^{c33}

Der ursprünglich dem arabischen Golf entstammende Begriff fand zunächst in Pakistan Verbreitung und auf diesem Wege Eingang in westliche Sprachen. In Afghanistan selbst ist der Begriff *tschâdrî* geläufig, Variante des iranischen Tschadors (*tschâdur*, 'Zelt', 'Schleier'). Werden in Ostafghanistan beide Begriffe unter Vorrang des *tschâdrî* synonym verwendet, scheint sich in Westafghanistan - möglicherweise unter kulturellem Einfluss aus dem Iran - folgende Differenzierung durchzusetzen: *burqa^c* bezeichnet den plissierten Ganzkörperschleier, *tschâdrî* das das Gesicht frei lassende, unter dem Kinn zusammengebundene Kopftuch. Zuweilen wird es auch als *hidschâb* bezeichnet.

Der *tschâdrî* (/ *burqa^c*) scheint erst Ende des 19. / Anfang des 20. Jahrhundert aus Zentralasien importiert worden zu sein, da er auf Stichen vor jener Zeit nicht auftaucht. Fuß gefasst zu haben scheint er zunächst in der kleinbourgeoisen Schicht der Städter; noch in den frühen 70er Jahren amüsierten sich paschtunische Nomaden angesichts derart verschleierter Städterinnen. Dies sei ja wohl eine Schwäche der zugehörigen Männer, die ihre Frauen nicht unter Kontrolle hätten und

³¹ in Leviathan 25(1997)3.396-420.

³² Auf diese Studie wird hier nicht eingegangen.

³³ Quelle ist hierbei u.a. ein Gespräch mit B. Glatzer, 14.4.04.

sie daher verstecken müssten; sie selbst aber, die echten Paschtunen, hätten so etwas nicht nötig.³⁴

Afghaninnen im Westteil des Landes, die sich für gute Musliminnen halten, lehnen eben aus diesem Grunde den Ganzkörperschleier ab: es entspreche völlig den islamischen Vorschriften, das Haar zu verdecken, der Ganzkörperschleier sei überzogen und keine islamische Pflicht.

Die Geschlechtertrennung (*pardah*, s.u.) zeigte sich besonders ausgeprägt im städtischen Bereich, da hier die Frau nicht auf dem Feld zu arbeiten, sondern den häuslichen Bereich zu versorgen hatte; bei Arbeiten auf dem Feld ist ein Ganzkörperschleier höchst unpraktisch. Dies ist ebenfalls ein Grund, warum er im ländlichen Bereich zunächst wenig verbreitet war. Doch bald und nicht zuletzt im Zusammenhang mit der Landflucht wurde die *pardah* zum Symbol des sozialen Aufstieges vom Bauerntum zum städtischen Kleinbürgertum.

Unter den Tâlibân wurde der *tschâdrî* Bekleidungsvorschrift (Dekret vom 14.1.97); das Dekret wurde mit dem Fall des Regimes aufgehoben.

Der Ganzkörperschleier wird von den meisten Afghaninnen eigentlich abgelehnt, wie zahlreichen Berichten zu entnehmen ist. Tatsächlich aber haben der Absatz von *tschâdrîs* seit dem Ende des Tâlibân-Regimes erheblich zugenommen: Grund dafür ist die Schutzfunktion dieses "wandernden Zeltes" in Zeiten zunehmender Probleme der Sicherheit: der *tschâdrî* lässt nicht erkennen, wie die darunter verborgene Person aussieht: "gebt mir Sicherheit, und ich werfe den *burqa*^c weg," formulierte dies treffend eine Afghanin.³⁵

In übertragenem Sinne entspricht der *burqa*^c dem Haus der Frau samt seinem winzigen vergitterten Fenster, in das sie verbannt ist und das sie mit sich herumträgt.

³⁴ So von Glatzer anlässlich seiner Feldforschungen erlebt. Glatzer kam seinerzeit noch in Dörfer, in denen es gerade mal einen einzigen *burqa*^c gab, den sich die Frauen untereinander zwecks Stadtgang ausliehen...

³⁵ The News International, 31.1.2002.

Die traditionelle Bedeutung und Stellung der Frau

Die traditionelle Stellung der Frau fasst Renate Kreile³⁶ folgendermaßen zusammen:

"Jenseits ihres Ausschlusses aus dem öffentlichen Leben erfreuen sich die Frauen in den familialen, clan-, stammes- oder auch dorfgebundenen Binnenbeziehungen beachtlicher Entscheidungsbefugnisse. Zwar sind die Frauen den Männern untergeordnet, aber im Rahmen von Subsistenzwirtschaft und komplementärer Arbeitsteilung sind Frauen und Männer auf einander angewiesen, und Intelligenz und Stärke bei einer Frau gelten als wünschenswerte Eigenschaften, die für die Familie von Nutzen sind. Auch wenn Frauen in der Öffentlichkeit keine Stimme haben, vertreten sie dennoch einen eigenen Standpunkt, und ihre Sichtweisen werden respektiert. Die Unversehrtheit der Frauen gilt als höchstes Gut. In einer durch Fehden und kriegerische Auseinandersetzungen geprägten Gesellschaft müssen die Frauen besonders geschützt werden, denn 'der Verlust einer Frau setzt den kinderlosen Mann der Schutzlosigkeit aus: Ohne eigene Söhne wird er Übergriffen anderer Männer kaum standhalten können'. Als Repräsentantinnen der Ehre der Männer und Symbol für die Identität, Integrität und Kontinuität der Gemeinschaften genießen Frauen, sofern sie ihre eigene Ehre zu wahren wissen, sprich die Regeln von purdah und sexueller 'Tugendhaftigkeit' befolgen und sich rollenkonform verhalten, insbesondere als Mütter hohe Wertschätzung."

So stimmig diese Haltung in ihrem spezifischen Kontext gewesen sein mag, so wenig passt sie in eine Zeit globaler Verknüpfungen eines Landes, mit der sich infolge technischer und medialer Einflüsse auch die Ansprüche (z.B. auf geringere Müttersterblichkeit aber auch berufliche Orientierung in andere Richtungen) ändern. Es ist überdies eine

³⁶ R. Kreile: Die Taliban und die Frauenfrage. *in* Aus Politik und Zeitgeschichte B 3-4/2002. Sie stützt sich dabei u.a. auf die Studie von Erika Knabe: Frauenemanzipation in Afghanistan. Meisenheim am Glan 1977.

Zeit, in der per (Grund-)Gesetz das Gewalt- und Schutzmonopol vom Einzelnen bzw. seiner Gruppe auf den Staat übergeht.³⁷

In islamistischen Augen hingegen stellt es sich so dar, dass eine "gottgewollte Ordnung" der Welt wiederhergestellt werden muss. Diese Wiederherstellung ist bedingt durch die "Ordnung der Geschlechter, die in den Augen der Islamisten offenkundig aus den Fugen geraten ist, gleichsam als Symbol und Indikator der als chaotisch erlebten Gesellschafts- und Weltordnung."³⁸

Pardah

Mit dem Ganzkörperschleier geht eine Aufteilung des Raumes sozusagen in 'hinter dem Vorhang' und 'vor dem Vorhang' einher: das ursprünglich persische Wort für Vorhang, *pardah*,³⁹ steht zugleich für die Segregation der Geschlechter, wesentliches Element paschtunischen traditionellen Lebens zu beiden Seiten der Durand-Linie. Wer von den männlichen Angehörigen eines Haushaltes nah genug verwandt ist und Zugang zum Bereich jenseits des *pardah* hat, wird *mahram* genannt⁴⁰ (dies kann ein Vater, Bruder oder Sohn sein).

Nur ein *mahram* kann mit einer Frau allein in einem Zimmer sein oder einem Fahrzeug (Taxi!) sitzen (Regelung in Herat). Die Anwesenheit eines anderen Mannes ohne diejenige eines *mahram* gilt als Verletzung der *pardah* und kann etwa in Westafghanistan zur Unterstellung unrechtmäßiger sexueller Kontakte führen und damit zur gynäkologischen Zwangsuntersuchung auf Anordnung der (Sitten-) Polizei hin.

³⁷ Oder besser: übergehen soll. Denn faktisch ist der afghanische Staat in den meisten Gebieten gar nicht in der Lage zur Ausübung seines theoretischen Gewaltmonopoles und damit seiner Schutzfunktion.

³⁸ Renate Kraile: "Der Islam ist die Lösung" - Das Verhältnis der Geschlechter und seine Instrumentalisierung. in *Der Bürger im Staat* 3/98 (lpb.bwue.de/aktuell/bis/3_98/bis983j.htm).

³⁹ In der Transkription englischer Kolonialzeiten phonetisch mit *purdah* wiedergegeben.

⁴⁰ Abgeleitet von der arabischen Wurzel HRM, 'verbieten'.

Die Befolgung der *pardah* erhält stammesideologisch betrachtet die Ehre des Mannes: die seiner Frau ist auch die seinige; die Ausschließlichkeit sexueller Kontakte in stammesideologisch gelenkten Bahnen wie Heirat zum Schließen von Allianzen oder Bereinigung von Blutrachefällen zwischen Familien dient(e) zur Erhaltung der Stammesgesellschaft. Damit erhält die Frau den Charakter einer Sache, einer Ware. Eine Frau, die etwa aufgrund der Einflüsse der medialen Globalisierung beginnt, ihre Situation in diesen Kategorien zu begreifen, ist natürlich für dieses System verloren.

Aus diesem segregatorischen Ansatz, vermischt mit paschtunischer Stammesideologie, ergeben sich für Islamisten wie Iḥmâḥl Châh (Westafghanistan) oder Rabbânî bzw. Ssayyâf (Zentralafghanistan) zwingend folgende Notwendigkeiten:

1. Einschränkung der Studienmöglichkeiten für Frauen auf traditionelle Frauenberufe wie Lehramt oder Medizin. Frauen, die ein Fach studieren wollen, in dessen Unterrichtsveranstaltungen sie die einzige Frau sind, werden 'überredet', das Studienfach zu wechseln.
2. Einschränkung der Wahl des Studienortes. Nach Möglichkeit werden Studienaufenthalte im Ausland für Frauen verhindert.
3. Einschränkung der Berufsausübung. Es werden Druck und Anreize ausgeübt, nicht in ausländischen Haushalten (etwa als Haushaltshelfin bei 'Internationalen') oder NROs zu arbeiten. Beispielsweise bot Iḥmâḥl Châh solchen Mitarbeiterinnen das doppelte Gehalt an, wenn sie ihren Job aufgeben würden.
4. Einschränkungen der politischen Gedanken- und Meinungsfreiheit an Ausbildungseinrichtungen. Studentinnen in Herat verspüren massiven Druck, sich jeglicher Kritik zu enthalten (Drohungen bezüglich Studienabbruch werden verinnerlicht).⁴¹
5. Einschränkung der sozialen und politischen Selbstorganisation infolge der Beschränkung auf vom Regime bzw. örtlichen Potentaten gesteuerte Organisationen (v.a. Westafghanistan unter Iḥmâḥl Châh).
6. Einschränkung der Bewegungsfreiheit durch Verbot des Aufenthaltes mit Männern, die nicht dem *mahram* zuzurechnen sind. Dabei

⁴¹ Beispiele im HRW-Bericht von Dezember 2002 Vol.14, No. 11(c)45.

ist die Sittenpolizei in Herat sogar befugt, in Privathäuser einzudringen. "Aufenthalt" bezieht sich hier nicht nur auf den häuslichen Bereich, sondern auch auf den öffentlichen Bereich (Straße, Markt). Im Gegensatz zur Tâlibân-Zeit kann eine Frau sich aber alleine in der Öffentlichkeit bewegen.

7. Die Bewegungsfreiheit wird besonders eingeschränkt durch die behördliche Weigerung, Führerscheine an Frauen auszugeben und die Tendenz, bereits existierende einzuziehen (v.a. in Westafghanistan). In Kabul hingegen finden mit NRO-Unterstützung⁴² Fahrkurse für Frauen statt.
8. Einschränkung der sexuellen Selbstbestimmung (u.a. durch familienbedingte Zwangsheiraten) und damit verbunden
9. Einschränkung der körperlichen und psychischen Unversehrtheit durch gynäkologische Zwangsuntersuchungen bei Verdacht auf kürzlich stattgefundenen "illegalen" Geschlechtsverkehr (v.a. Bereich Herat). Hinzu kommt die mangelnde Bereitschaft vieler Männer, ihre Frau einem männlichen Arzt anzuvertrauen. Die Folgen sind dementsprechend: 50% Sterblichkeit bei jungen Müttern infolge mangelnder Zahl von Ärztinnen.⁴³
10. Einschränkung des öffentlichen Auftritts (und damit erneut: der Berufsausübung) als Künstler: Sängerinnen sind im (west-) afghanischen Radio und Fernsehen nicht zugelassen, weder live noch als 'Konserven'. Dies obwohl in der prä-Tâlibân-Zeit Sängerinnen sich in Afghanistan hoher Beliebtheit erfreuten. Zu dem Verbot existiert eine entsprechende Entscheidung des obersten Gerichtes des Landes, auch wenn der Minister für Kultur und Information anders und im Sinne der Geschlechtergleichheit argumentiert.⁴⁴

⁴² medicamondiale (.org).

⁴³ irinnews.org/report.asp?RepotID=39783&SelectRegion=Central_Asia&SelectCountry=AFGHANISTAN zitiert eine afghanische Ärztin. Es sind die Faktoren mangelnde Bezahlung und v.a. mangelnde Sicherheit, die den weiblichen Medizinnachwuchs davon abhalten, sich in den südlichen oder östlichen Provinzen niederzulassen.

⁴⁴ http://www.internews.org/publications/Afghan_Media_Monitor_4.pdf.

Weitere Aspekte

Selbstmord durch Selbstverbrennung

Erschwerend kommen Verehelichungsmodalitäten hinzu: In zahlreichen Fällen werden junge Mädchen (in Extremfällen sogar vor Erreichen der Pubertät⁴⁵) gegen ihren Willen verheiratet. Teilweise geschieht dies im Rahmen der Bereinigung von Blutrachen, teilweise werden 10-jährige Mädchen in besonders armen Gebieten gegen 100 kg Mehl verkauft.⁴⁶ Frauen, die derartige Fremdbestimmung ablehnen, vor oder nach der Heirat weglaufen, werden, so man ihrer habhaft wird, und teilweise auf Betreiben der eigenen Familien unter dem Vorwurf der Prostitution (*sina*) in Gefängnisse weggesperrt.⁴⁷ Es kommen aber auch Fälle vor, in denen misshandelte oder zwangsverheiratete Frauen bewusst Gefängnisse als Zufluchtsort aufsuchen. Darüber hinaus mehren sich die Fälle, in denen Frauen, die eine solche Zwangsheirat nicht zu akzeptieren gewillt sind, zum Mittel des Selbstmordes greifen, u.a. durch Selbstverbrennung. Dies komme in Dschalâlâbâd einmal monatlich, im Bereich Herat durchschnittlich

⁴⁵ vgl. ai-Bericht *No one listens*, zum Fall einer Achtjährigen, die mit einem 48-Jährigen verheiratet wurde.

⁴⁶ Bericht der Internat. Rot Kreuz Föderation. PakNews, 9.,2.2002.

⁴⁷ So in das Frauengefängnis Welâyât in Kabul. Derartige Fälle sind auch aus Herat und Masâr-î Scharîf bekannt, wohingegen analoge Fälle im ostafghanischen Dschalâlâbâd *en famille* per Totschlag der Betreffenden geregelt werden. HRW-Bericht. In einem Fall ließ ein Vater seine 18-jährige Tochter einsperren, da sie sich weigerte, ihren Cousin zu heiraten - sie wollte nämlich einen anderen: "the judge informed the young woman that she was being detained for 'wishing to marry without her parents' consent". HRW-Bericht. Hierbei wird offen gegen bestehende Gesetze verstoßen, die das Mindestalter bei Frauen auf 16 und Männern auf 18 Jahre festsetzen. Andererseits ist keine Sanktionierung von entsprechenden Verstößen vorgesehen... und damit Missbrauch Tür und Tor geöffnet.

zweimal wöchentlich vor.⁴⁸ Das kritische Alter der Frauen, die suizidgefährdet sind, liegt bei 15-25 Jahren.⁴⁹

Vergewaltigungen

Vergewaltigte Frauen riskieren bei polizeilicher Anzeige ihres Vergewaltigers die Festnahme wegen Prostitution.⁵⁰ Das afghanische Strafbuch enthält keine eigene Definition des Tatbestandes einer Vergewaltigung, sondern verbindet diesen mit dem der Prostitution.

In Teilen Afghanistans wie Masâr und Dschalâlâbâd empfinden sich Frauen infolge der schlechten Sicherheitslage heutzutage als vergewaltigungsgefährdeter denn zur Tâlibân-Zeit. Vergewaltigte (junge) Frauen empfinden ihr Leben als 'gelaufen', da das gesellschaftliche Stigma zu groß ist. Für den Bereich Dschalâlâbâd gibt es Berichte, denen zufolge Vergewaltigte von einer Polizeiwache zur nächsten 'weitergereicht' werden nach dem Motto: "hast du es mit dem getrieben, kannst du es auch mit mir machen."⁵¹

Müttersterblichkeit

Schließlich ist als eine Folge der *pardah* sowie der damit einhergehenden medizinischen Unterversorgung die bereits angesprochene enorme Müttersterblichkeit zu nennen, die mit 17/1000 weltweit die höchste außerhalb Afrikas ist.

Ausschlaggebend ist hier nicht die materielle medizinische Unterversorgung, sondern die Einschränkung des Zugangs zu derselben, beinhaltet sie doch die intime Untersuchung der Frau durch einen fremden Mann, der eben nicht dem *mahram* angehört.

⁴⁸ *ibid.*

⁴⁹ Details zu einzelnen Fällen Überlebender bei http://home.wlu.edu/~goluboffs/260/afghanistan_suicide.html.

⁵⁰ ai-Bericht "No one listens to us and no one treats us as human beings: Justice denied to women. ai zitiert u.a. eine afghanische Staatsanwältin.

⁵¹ ai-Bericht.

Kriegswitwen

Besonders zu leiden haben unter dem System die zahlreichen Kriegswitwen, die aufgrund durch Kriegswirren zerrissener Familienbande von keinem traditionellen sozialen Netz aufgefangen werden. Im Raum Kabul handelt es sich um mindestens 50000 Frauen, in ganz Afghanistan um ca. 2 Mio.⁵² Der katastrophale Arbeitsmarkt und mangelnde beruflichen Qualifikation zwingen diese Frauen, von denen viele außerdem Kinder aufziehen, zur Bettelei oder Prostitution.

Öffentlicher Dienst

Es existiert ein Ministerium für Frauenangelegenheiten; erste Ressortchefin war Dr. Sima Samar, ihr folgte Habîba Sarâbî. Stellvertreterin ist Nadschîba Scharîf Afghân.⁵³ Das Ministerium ist im Gebäude des ehemaligen, 1949 gegründeten Afghanischen Fraueninstitut untergebracht. Wie andere Ressorts auch leidet das Ministerium an chronischer Unterfinanzierung, dem UNDP abzuhelfen sucht. Das Ministerium verfügt über rund 220 Mitarbeiter. Das Ministerium versucht regionale Frauenzentren (ca. 22) aufzubauen.⁵⁴

Im Justizwesen haben Richterinnen 2002 einen eigenen Verband (AWJA) neugegründet.⁵⁵ Anwältinnen werden mit westlicher Unterstützung ausgebildet; sie haben bereits mehrere Verfahren gewonnen.⁵⁶

Im Rahmen der parlamentarischen Vertretung wurden rund 11% (160 Sitze) der Loya Dschirga für Frauen reserviert. Darüber hinaus wurden etwa ein Dutzend Frauen direkt gewählt (Bereiche Herat,

⁵² Sippi Azarbaijani-Moghaddam: Afghanistan, gender guidelines. Report of the EC Rapid Reaction Mechanism Assessment Mission. April 2002: 19.

⁵³ irin.org vom 9.3.04 "Kabul prisoners celebrate International Women's Day".

⁵⁴ Round Table on Afghan Women's Issues, Washington 17.7.2003, in .state.gov/g/wi/rls/22527.htm.

⁵⁵ Bericht medicamondiale.org/html/waswir tun/_in/ind_afghanistan.html.

⁵⁶ SZ 7.10.13:12: Flucht vor totaler Rechtlosigkeit im Land der Burkas.

Bâmyân, Kabul).⁵⁷ Das garantiert allerdings keine volle Rede- und Ausdrucksfreiheit: Als die Abgeordnete der Provinz Farâh, Malalai Dschûya, eine kurze Rede begann, in der sie forderte, die Dschihâdisten vor Gericht zu stellen, wurde ihr von Loya Dschirga-Präsident Mudschaddadî das Wort abgeschnitten.⁵⁸

Im Rahmen der Ausbildung der Polizei werden auch Polizistinnen ausgebildet.⁵⁹

Die afghanische Armee besitzt mit Chatul Muhammadsai eine passionierte Fallschirmspringerin, der von Karzai der Generalsrang verliehen wurde. Zwei Frauen dienen als Hubschrauberpilotinnen.⁶⁰ In den 70er und noch zur Mitte der 80er Jahre hatte es zahlreiche Soldatinnen in der afghanischen Armee gegeben, deren Tod auf dem Schlachtfeld teilweise in der Presse verherrlicht worden war.

Infolge der Auflösung von Milizen und Freischärlereinheiten und im Rahmen des DDR-Programmes⁶¹ haben Männer absoluten Vorrang bei Einstellung in der neuen afghanischen Armee. Somit ergeben sich hier für Frauen kaum berufliche Perspektiven.

Sport

Unter den Tâlibân waren Frauen vom Sportbetrieb ausgeschlossen, infolgedessen wurde das Land 1999 vom IOK gesperrt. Seit dem Fall des Regimes ist die Sperre aufgehoben worden. Die 17-jährige Robina

⁵⁷ afghanwomensnetwork.org/in-afghanistan: Women in Government and Part of the political Process".

⁵⁸ Volltext der Reden im Internet unter geocities.com/malalaijoya/.

⁵⁹ Hierzu Bild zweier afghanischen Polizistinnen in Z 17.2.04:1: Frau Hauptmann.

⁶⁰ Details zu den Lebensläufen bei Judith Huber: Die Generalin, die den Krieg hasst. Vorabdruck zu ihrem Buch "Risse im Patriarchat. Frauen in Afghanistan". www.woz.ch/wozhomepage/35j03/judith35j03.htm.

⁶¹ Programm zur sozialen und wirtschaftlichen Reintegration von Milizangehörigen.

Muqîmyâr sollte am 100m-Lauf in Athen teilnehmen,⁶² die ehemalige afghanische Korbball-Spitzensportlerin Nema Soratgar die afghanische Nationalflagge beim Einzug in das Stadion tragen.⁶³

Im Nationalstadion von Kabul trainieren 18 junge Afghaninnen Kung Fu, wenn auch mit Jeans und Kopftuch. Auf Schulhöfen wird in Kabul in zunehmendem Maße wieder Volleyball auch von Mädchen gespielt.⁶⁴

Bildungs- und Schulwesen

Hatten die Tâlibân versucht, das Bildungswesen für Frauen / Mädchen komplett herunterzufahren, so ist hier eine prinzipielle Besserung eingetreten. So sind beispielsweise in der Provinz Herat rund 140000 der insgesamt 320000 Schüler Mädchen.⁶⁵ In Gebieten mit intakten Sozialstrukturen war es den Tâlibân übrigens nicht gelungen, das Schulwesen für Mädchen anzutasten. Grundschulbildung wird extensiv nachgefragt, weniger jedoch Sekundarschulbildung. Dafür gibt es im wesentlichen zwei Gründe: zum einen werden Mädchen bei Erreichen der Pubertät gerne aus dem öffentlichen Raum herausgenommen, um verheiratet oder verstärkt zu häuslichen Arbeiten herangezogen zu werden; zum anderen zögern die Familien, in etwas zu investieren, von dem anschließend infolge der Verheiratung andere Familien profitieren werden. Hinzu kommt ggf. der Neidfaktor älterer männlicher Verwandter, die infolge der Umstände (Bürgerkrieg, dörfliche Entlegenheit u. dgl. m.) keine Schulbildung genießen konnten.⁶⁶

Andererseits kommen örtlich islamistische Tendenzen zum Tragen, die die Mädchenbildung zu unterbinden versuchen: so wurden verschiedentlich Mädchenschulen in Brand gesteckt und mit Flugblättern

⁶² afgha.com/?af=article&sid=41845, zitiert Chicago Suntimes 10.3.2004.

⁶³ Jetzt Englisch-Lehrerin am "Kabul's Teacher Training Institute" (wohl vergleichbar PH). Irinnews.org/report.asp?ReportID=29648.

⁶⁴ ifrc.org/docs/news/03/03100101/.

⁶⁵ Hans-Christian Rößler: Der Emir von Herat läßt grüßen. FAZ 4.11.03:3 stützt sich auf Angaben der örtlichen Erziehungsbehörde.

⁶⁶ Sippi Azarbaidjani-Moghaddam: Gender guidelines:23f.

bzw. Handzetteln Druck auf Eltern ausgeübt, ihre Töchter nicht in Schulen zu schicken, sondern deren Reinheit zu bewahren.⁶⁷

Trotzdem lässt sich sagen, dass seit König Amânullâhs ersten, in den 20er Jahren gescheiterten Versuchen, Mädchenschulen landesweit einzuführen, tatsächlich wesentliche Fortschritte erzielt worden sind.

An Kabuls Universität soll mittlerweile die halbe Studentenschaft weiblich sein; es sind die Töchter der bürgerlichen und oberen Gesellschaftsschicht, deren Familien die Ausbildung als Chance begriffen haben.

Pressewesen / Medien

Radio⁶⁸

Drei Radiostationen haben Frauen als spezifische Zielgruppe. In Masâr-i Scharîf ist es seit März 2003 der nach einer afghanischen Prinzessin und Dichterin benannte Sender *Rabî'a Balkhi* [*Balchî*], der täglich 2 Stunden sendet und dabei Themen des Gesundheitswesens, der Frauenrechte und Unterhaltung behandelt. Er versteht sich auch als Mittel zur (Fort-) Bildung. Die Belegschaft besteht aus 5 Journalisten (w) und einem Techniker (m). Leiterin ist Farîda Paktin.

Heikle Themen wie Zwangsheirat und Mädchenverkauf werden bewusst und aus Furcht vor Sanktionen durch die örtlichen Mullahs vermieden, da diese nur einen Vorwand suchten, den Sender schließen zu lassen.

Im Oktober 2003 ging in Herat *Radio Sahar* [*Ssahar*] mit der Frequenz 88,7 MHz auf Sendung, allerdings zu den ungünstigen Zeiten des frühen Nachmittags (14-16 Uhr). Es wird geleitet durch Hulan

⁶⁷ Es ist eine typisch reaktionär-islamistische Vorstellung, Schulbildung als Korollar des Westens mit Unreinheit zu verbinden. Im Iran wandte sich gegen dergleichen Ayatollah Morteza Motahari in seiner Schrift "Stellung der Frau" im Islam (Reihe Islamische Renaissance Nr. 7, hrsg. von der iranischen Botschaft Bonn im Juni 1982).

⁶⁸ Dieser Abschnitt stützt sich im Wesentlichen auf die einschlägige Studie des von der Bundesregierung finanzierten Media Monitor: internews.org/publications/Afghan_Media_Monitor_4.pdf.

Khatibi [Chatîbî], Stationsmanagerin ist die etwa 20-jährige Humaira Habîb. Auch hier stellt Selbstzensur ein Problem dar. Tatsächlich unterliegt Sahar kritischerer Aufmerksamkeit als der Lokalsender; beim Abspielen gleicher Musik wird eher Sahar als Radio TV Herat telephonischer Kritik ausgesetzt. Der Musikanteil beträgt nur 10 %, im Gegensatz zum Lokalsender Radio TV Herat.⁶⁹ Der redaktionelle Anteil umfasst Bildungssendungen, Interviews und religiöse Sendungen.

In Kunduz begann am 8.3.04 (internationaler Frauentag), mit Unterstützung der kanadischen NRO IMPACS auf der UKW Frequenz 90,5 *Radio Zohra [Sohra]* zu senden.⁷⁰

Schwerpunkte werden gesetzt auf Frauenthemen, Bildungswesen, Kindererziehung und Elternschaft sowie Gemeindeangelegenheiten. Angesichts der anstehenden Wahlen beabsichtigt der Sender besonders auf den Wahlprozess sowie die Bedeutung der aktiven wie passiven Teilnahme von Frauen am Wahlprozess einzugehen.

In Chôst sendet seit dem 25.2.04 auf 88,2 MHz Radio *Solh-e Payghâm* (Friedensbotschaft).⁷¹ An seiner Eröffnung nahmen zehn Frauen der örtlichen Dienststelle des Frauenministeriums teil - ein *first* seit 1992 in dieser erzkonservativen südostafghanischen Stadt. Dieser Umstand lässt eine aktive Frauenteilnahme an der Arbeit des Senders erwarten. Die tägliche Sendezeit beträgt 5 Stunden.

⁶⁹ <http://www.globaljournalist.org/magazine/2003-4/unveiling-hidden-voices.html> - Zu Radio Ssahar s.a. FAZ 28.11.03: Umschalten auf Radio Sahar.

⁷⁰ <http://www.comminit.com/pds32004/sld-9879.html>.

⁷¹ Hier muss ein Fehler vorliegen: Botschaft des Friedens würde *payghâm-e Bolh* heißen. Zu unterscheiden von Radio Ssolh in Dschabal us-Ssarâdsch, nördlich von Kabul in der Provinz Parwân.

Andere Sender

Bei dem Fernsehsender von Nangarhar haben Sängerinnen erneut Auftritts- und damit Berufsverbot, so der Direktor des Senders, Zubair Khaksar [Subair Chakbar]. Solche Auftritte seien 'unislamisch'.⁷²

Radio *Arman* ('*Hoffnung*') in Kabul: Privater Sender, bei dem Männer und Frauen gemeinsam die Sendungen moderieren.⁷³

Âina ('*Spiegel*'): In französischer Privatinitiative gegründetes Medienzentrum, das noch zu Tâlibân-Zeiten den Betrieb als Untergrundsender aufnahm. Neben dem Radiosender existiert eine Videoabteilung, in der die ersten afghanischen Kamerafrauen ausgebildet werden. Produktionsleiterin von Radio *Âina* ist Seelay Srak.⁷⁴ Der 300KW Sender ist im Umkreis von 10 km zu empfangen; es gebirgt ihm an einer passenden Sendeantenne auf Kabuls Hausberg.⁷⁵



Voice of Women. Wird geleitet von Dschamîla Mudschâhid⁷⁶ und sendet seit dem 8.3.2002 auf 91,6 MHz mit 600W täglich ab 16 Uhr. Es wird von der afghanischen NRO Voice of Afghan Women in Global Media (VAWGM) betrieben und von der UNESCO unterstützt.⁷⁷

⁷² Daily Times (Pakistan), 26.4.04.: Afghan province bans women singers on TV. Quelle ist eine AFP-Meldung.

⁷³ NZZ 1.-2.1.03:35: Radio Hoffnung geht auf Sendung. Der erste private Radiosender in Kabul.

⁷⁴ ibid. Zu *Âina* s.a. die Netzseite ainaworld.com.

⁷⁵ So Martin Greiner in [funkfenster online](http://funkfenster.online.lfm-nrw.de/funkfenster/medien_allgemein/medien_ausland/kabul.php3). lfm-nrw.de/funkfenster/medien_allgemein/medien_ausland/kabul.php3.

⁷⁶ NZZ 1.-2.1.03.loc. cit.

⁷⁷ portal.unesco.org/en/ev.php@URL_ID=1030786URL_DO=DO_Topic&URL_Section=201.html. Stand ist März 2003.

Mediennutzung

Die Nutzungsgewohnheiten von Medien durch Frauen lassen sich einer Studie zur Provinz Ssamangân zufolge wie folgt beschreiben:⁷⁸

- Entgegen der (auch unter Afghanen) verbreiteten Ansicht, jeder Haushalt verfüge über ein Radio⁷⁹, war dies im Untersuchungsgebiet nur bei 44% der untersuchten Haushalte der Fall: 6 % der Haushalte verfügten zwar über ein Radio, aber keine Batterien, bei weiteren 6 % war das Gerät defekt. Nur ein Haushalt verfügte über zwei Radios, und nur ein Haushalt über einen Fernseher.
- 12 % der Frauen (des Panels) hör(t)en Radio. Die entsprechenden Sender waren BBC und Radio Afghanistan, aber auch iranische Sender.
- Generell leiden die Frauen unter der Schwierigkeit, Radiobeiträge zu verstehen, da die Unterschiede zwischen dem auf den Sendern verwendeten Hoch-Dari und den auf dem Land gesprochenen Dialekten groß sind.⁸⁰ Als Ausnahme ist die BBC-Sendung *New Home, New Life* zu nennen, die die örtlich gesprochene Sprachform einsetzt. Nachrichtensendungen und das Einordnen ihrer Inhalte treffen auf besondere Schwierigkeiten.

⁷⁸ Sarah Kamal: Disconnected from Discourse - Women's Radio Listening in Rural Samangan, Afghanistan, 15. Feb. 2004. in Media Monitor: Women and the Media, hrsg. von Internews. Kabul, 15.3.2004. Panelgröße: ein Dorf mit 400 Einwohnern.

⁷⁹ <http://www.pbs.org/newshour/bb/asia/afghanistan/aug03/media.html>: "The U.S. State Department describes Afghanistan as a "radio culture," since roughly 85 percent of Afghans own a radio and can tune in anywhere." Solch eine Verlautbarung ist natürlich grober Unfug, würde sie doch bedeuten, dass auch kleine Kinder über ein eigenes Radiogerät verfügen...

⁸⁰ Vergleichbar der Situation, wenn (im umgekehrten Falle) ein Bundesdeutscher mit tiefstem Schwyzerdütsch konfrontiert wird. Die Dari-sprachige Feldforscherin brauchte ihrerseits Dolmetscherinnen für das Bauern-Dari!

- Die mangelnde Alphabetisierung der Frauen (ganz zu schweigen von weiterführender Schulbildung) verstärkt das Gefühl der Frauen, das Radio (als Gerät) und seine Sendungen (also der Inhalt) seien v.a. Teil der Männerwelt.
- Dazu trägt auch die tatsächliche Verfügungsgewalt über das Radio bei: in 88 % der Haushalte mit funktionierendem Radio sind es die Männer, die das Radio bedienen; Frauen gaben an, gar nicht zu wissen, wie das Radio zu bedienen sei. Dementsprechend läuft das Radio dann, wenn Männer im Haus sind.
- 63 % der Frauen hielten (und halten) Informationen über das Geschehen in Afghanistan für unwichtig, 27 % hatten (/haben) keine Meinung und nur 9 % halten es für wichtig, hierüber informiert zu sein. Begründet wurde die ablehnende Haltung u.a. mit Mangel an Zeit und der mangelnden Relevanz solcher Informationen für die Bewohner "in den Bergen".
- Haupthörerzeit ist 20 Uhr (vgl. hierzu den Hinweis auf die nachmittägliche Sendezeit der Frauensender!)
- Standort der Radiogeräte ist der Hauptraum eines Haushaltes (Wohn- / Esszimmer), nur in 13 % der Fälle wurde der Standort hin zum Webstuhl verändert.
- Gewünschte Programminhalte: "positive Nachrichten", "Nachrichten, die Frauen verstehen können", Sendungen zur Kindesaufzucht und zum (erfolgreichen) Familienleben.
- Der Stellenwert des Radiogerätes ist trotzdem hoch, wie der tatsächliche Umgang mit ihm zeigt: in zahlreichen Haushalten wird es in einer Plastiktüte außer Reichweite der Kinder aufgehängt.
- Das Radio wird verknüpft mit Vorstellungen von Bildung und Mobilität, ist also nicht der Selbsteinschätzung der befragten Frauen konform. Es wird darüber hinaus dem männlichen Lebensbereich zugerechnet, zumal die Themen der Sendungen sich in Gesprächen unter Männern, kaum jedoch zwischen Männern und Frauen wieder spiegeln.

Zeitungen und Zeitschriften

Analog zu den Sendern für Frauen sind nach dem Fall des Regimes auch Zeitungen bzw. Zeitschriften gegründet worden. Es handelt sich im hauptstädtischen Bereich im Wesentlichen um:

Ssîrat [Seerat] ('Charakter, Haltung'). Erscheint wöchentlich seit Dezember 2001. Herausgeberin ist Mari Nabard-Ayeen (6 Jahre Studium in Moskau), ihre Stellvertreterin ist Nadschîba Muram. Die Zeitung wurde von drei Journalistinnen gegründet, die im Hauptberuf beim Staatssender arbeiten und ihre Zeitung (mit Genehmigung des Kulturministeriums) "am Nachmittag" machen. Finanzmangel macht es *Ssîrat* unmöglich, die Auflage im erwünschten Maße zu erhöhen. Die Startauflage war 500 Stück, die für umgerechnet 0,10 Euro verkauft wurden.⁸¹ *Ssîrat* wird /wurde für ein halbes Jahr von der Heinrich-Böll-Stiftung unterstützt.

*Malalai*⁸². Heute wohl das bekanntere Blatt. Gegründet von Dschamîla Mudschâhid. Das im Monatsrhythmus erscheinende, qualitativ hochwertige Blatt wird von der UNESCO, dem Medienzentrum Âina und der Heinrich-Böll-Stiftung unterstützt.⁸³



Titelblatt der Zeitschrift *Malalai*

Rûz [Rûs] ('Tag'). Erscheint monatlich. Wurde bei Gründung (April 2002) finanziell von *Elle* unterstützt. Verwaltungstechnisch wird sie derzeit noch von der französischen NRO *Afghanistan libre* unterstützt.

⁸¹ state.gov/r/pa/obs/vid/17012.htm; iwrp.org/afghan/afghanwomeen4.htm; [internews.fr/documents/Media_Monitor_2003_Nov_\(English\).pdf](http://internews.fr/documents/Media_Monitor_2003_Nov_(English).pdf).

⁸² Benannt nach einer Freiheitskämpferin gegen die Briten.

⁸³ impacs.org/pdfs/afghanprojmissionrep.pdf.

Das Team soll 15 Frauen stark sein. Die Zeitschrift startete mit einer schwarz-weiß gemachten Auflage von 1500 Stück zu je 36 Seiten. Sie hat ihre Auflage inzwischen verdoppeln können; wobei mit einem Potential von bis zu 6000-9000 gerechnet wird. Die Zeitschrift wird in den Provinzen Kabul, Parwân, Tachâr, Bâmyân und Nangarhâr vertrieben. Preis pro Ausgabe: 15 Afghanis (0,6 Euro).⁸⁴



Titelblatt der Zeitschrift Rûz

Schlussbemerkung

Grundsätzlich stellt sich die Lage dergestalt dar, dass in Afghanistan Islamisten, ob Tâlibân oder Kriegsherren *cum* Politiker wie Rabbânî, Sayyâf oder Hikmatyâr versuchen, die Frauen aus dem öffentlichen (und damit dem politischen) Leben herauszuhalten und in den häuslichen Bereich zu verbannen.

Die beabsichtigte Reduzierung von mehr als der Hälfte der Bevölkerung des Landes auf den häuslichen Bereich bildet somit ein wesentliches Hindernis bei der Modernisierung des Landes. Die 'Frauenproblematik' stellt sich als eines der Kernprobleme des heutigen Afghanistans dar und sollte keinesfalls unterschätzt werden. Sie darf nicht, wie heikel auch immer sie sein mag, von Kampagnen der Information und Beeinflussung beiseite gelassen werden, schon gar nicht aufgrund eines angeblich vorsichtigen und behutsamen Umgangs mit ebenso angeblichen örtlichen Traditionen. Es ist keinesfalls so, als seien Afghanninnen nicht an Präsenz im öffentlichen Leben und dessen Mitgestal-

⁸⁴ <http://www.impacs.org/pdfs/afghanprojmissionrep.pdf>, Afghanistan-libre.org/actions/kaboul/roz.html.

tung interessiert; es sind vielmehr für die Anpassung des Landes an die Moderne abträgliche patriarchalische Strukturen, die dies unter Berufung auf vorgeblich islamische Rechtsfiguren (Scharî'a) oder "den" Islam zu verhindern suchen. Die Internationale Gemeinschaft ist letztlich auch nicht nach Afghanistan gegangen, um das Land von den Tâlibân zu befreien, aber eine islamistisch-patriarchale Unterdrückung der Frau von Seiten der Dschihâdisten zu erhalten.

Afghanische Frauen leben mit ihren Schmerzen

Maria Zemp

*Asien ist ein lebender Körper,
und Afghanistan ist sein Herz.
Versagt das Herz, so stirbt auch der Körper.
Doch solange das Herz frei ist, bleibt auch der Körper frei.
Wenn nicht, wird er zu einem Blatt im Wind.*

Muhammad Iqbal

Orte der Beobachtung

Von November 2002 bis im Februar 2006 habe ich neun Trainingseinheiten im Auftrag der Kölner Frauenhilfs- und Menschenrechts-Organisation *medica mondiale* in Kabul geleistet. Während diesen Kurzzeiteinsätzen unterrichtete ich eine Gruppe afghanischer Hebammen, Mitarbeiterinnen von den Frauenschutzhäusern und Gesundheitsberaterinnen von *Care*.

Mein Trainingsauftrag ist integriert in ein mehrjähriges multidisziplinäres Qualifizierungsprogramm für medizinische Fachfrauen, die in ihrer Beratungskompetenz fortgebildet werden. Ziele der Trainings sind neben der Vermittlung von Trauma-Fachwissen auch die politische Sensibilisierung zu den Themen Gewalt gegen Frauen, sexualisierte Kriegsgewalt und häusliche Gewalt.

Der vorliegende Bericht, wie Frauen mit ihren vielfältigen Schmerzen umgehen, stützt sich auf eigene Beobachtungen, die ich bei den Hausbesuchen mit den Hebammen machen konnte, bei den Trainings mit den Mitarbeiterinnen der Schutzhäuser oder bei Fallsupervisionen mit den afghanischen Mitarbeiterinnen von *medica mondiale*. In den sehr praxisorientierten Trainings bekam ich von den Teilnehmerinnen sehr viele Informationen über die gesundheitliche Situation afghanischer Frauen.

Die Entstehung von Schmerz, Schmerzempfinden und die Äußerung von Schmerzen können nur verstanden werden, wenn sie im Umfeld, indem sie stattfinden, gesehen werden. Deshalb gebe ich im ersten Teil des Artikels Einblicke in die Alltagserfahrungen afghanischer

Frauen. Konkrete Äußerungen von Schmerz und dem Umgang damit beschreibe ich im zweiten Teil.

Die Trainings

Bei jedem Einsatz traf ich dieselbe Gruppe von 40 afghanischen Hebammen, die, seit mehr als 20 Jahren von Terre des Hommes finanziert, als „Haushebammen“ arbeiten. Ich vermittelte ihnen Grundlagenwissen über Traumatisierung und die psychischen und psychosomatischen Folgen. Aufgeteilt in zwei Gruppen fanden diese Trainings mehrere Tage statt. Das Ziel war, diese Gruppe Hebammen bis im Sommer 2006 so weitgehend trainiert zu haben, dass sie neben ihrem Hebammenhandwerk fähig sind, ihr Klientel (die Wöchnerinnen) auch als Beraterinnen (basic counsellor) zu begleiten. In den Trainings lernten sie die Gestaltung eines Beratungssettings, die Erarbeitung eines Beratungszieles und Methoden, wie sie dieses Ziel mit den betroffenen Frauen schrittweise erreichen können (case management). Zu den unterrichteten Methoden gehörte ein Kommunikationsmodell, das die zu erwartenden schmerzhaften Erinnerungen an Gewalt (Überflutung und flash backs) berücksichtigt.

Bei den Frauen zu Hause

Die Hausbesuche sind unentgeltliche Dienstleistungen, die von vielen Schwangeren in den verschiedenen Bezirken in – und um Kabul – in Anspruch genommen werden.

Ich hatte die einmalige Gelegenheit, die Hebammen während ihrer Hausbesuche zu begleiten. Damit ermöglichten sie mir den ungefilterten Kontakt zu afghanischen Frauen und ihrer Lebensrealität. Ich konnte einen Eindruck gewinnen, mit welcher Problemlage die Hebammen täglich arbeiten müssen. Ich sah, welche psychologischen Unterstützungsmassnahmen die meist von häuslicher Gewalt und Traumatisierungen durch die Kriege betroffenen Frauen brauchen, und welche Angebote umsetzbar sind. Dieses Vorgehen machte es mir möglich, die Trainingsinhalte sehr praxisorientiert zu gestalten und mit Fallbeispielen zu arbeiten.

Bei jedem Aufenthalt konnte ich überprüfen, ob und wie die Hebammen das Gelernte in die Praxis umsetzen konnten. Diese Methode

(Training on the Job) hatte den großen Vorteil, dass ich ein prozessorientiertes Lernprogramm exakt genau zugeschnitten für diese Hebammengruppe entwickeln konnte. Von mir forderte diese Arbeitsweise viel Flexibilität und Kreativität auf der einen Seite, auf der anderen Seite war viel Klarheit und Aufmerksamkeit notwendig, um das Ausbildungsziel verwirklichen zu können.⁸⁵

Einblicke in die Geburtssituation

Ich sah hauptsächlich schwangere Frauen oder Wöchnerinnen. Wie Frauen gebären, hatte ich keine Gelegenheit zu beobachten. Aus Berichten weiß ich, dass viele Frauen ohne Hebammen gebären, die meisten zu Hause, und nur wenn der Mann sein Einverständnis gibt, dürfen die Frauen im Krankenhaus gebären. Die Kindersterblichkeit in Afghanistan ist mit 25% derzeit weltweit die höchste. Das liegt selbstverständlich nicht allein in der ungenügenden Versorgung der Gebärenden, weitere Ursachen dafür sind Mangel- und Fehlernährung der Säuglinge und Wöchnerinnen.

Bei einer Frau, die ich besucht habe, hatten die Hebammen eine Placenta Praevia festgestellt, eine lebensbedrohliche Situation für Mutter und Kind. Der erwachsene Sohn der Gebärenden verbot ihr, das Kind im Krankenhaus zu gebären. Erst nach acht Stunden gelang es den Hebammen, sein Einverständnis zu bekommen, die Frau konnte ihr achtetes Kind sicher zur Welt bringen. Die exilafghanischen Ärztinnen (Doctorane Omid - Projekt), die im Auftrag von *medica mondiale* seit 2002 in Kabul in den Krankenhäusern Kurzeiteinsätze⁸⁶ machen, berichten von Gebärenden, die gestorben sind, weil der Ehemann die Einwilligung in eine Kaiserschnittoperation verweigert hat.

⁸⁵ Die Einhaltung des Ausbildungszieles ist u.a. auch den Geldgebern gegenüber verpflichtend, dieses Programm ist gefördert vom BMZ.

⁸⁶ Siehe dazu weitere Informationen unter www.medicamondiale.org.

Hilfe zur Selbsthilfe – Die Arbeit mit den Ressourcen

Das Beratungskonzept, das ich vermittelt habe, ist getragen von der Idee der „Hilfe zur Selbsthilfe“, im Vokabular der Traumaaarbeit sprechen wir von Ressourcenarbeit. Die Hebammen lernen, wie sie ihren Klientinnen die eigenen Ressourcen (zum Beispiel die Nachbarin als soziale Ressource oder die eigene körperliche Bewegungsfähigkeit als physische Ressource) bewusst machen können. Die Bewusstmachung ist der erste Schritt der Stärkung, denn die von Gewalt und Krieg betroffenen Frauen erfahren, dass sie nicht länger hilflos und abhängig auf die Hilfe von außen warten müssen, sondern dass sie in sich und um sich herum Kraftquellen und Handlungsmöglichkeiten haben, die sie nutzen können. Hier kam eine alt bewährte Methode der Frauengesundheitsbewegung zum Einsatz, und ihre Wirkung war in Kabul dieselbe, wie wir sie in Westeuropa kennen gelernt haben: Die Frauen gewinnen Selbstbewusstsein, sie lernen ihren Körper wieder als Unterstützung zu schätzen und nicht nur als Ort des Schmerzes zu fürchten. Sie üben „Zaubertricks“, indem sie ihre mentalen Ressourcen einsetzen und einen inneren oder äußeren sicheren Ort visualisieren, die Fachwelt spricht von Empowerment!

Parteilichkeit – der Schlüssel zu den Herzen der Frauen

Medica mondiale versteht sich nicht nur als Hilfsorganisation, sondern auch als Frauenrechtsorganisation. Dieser *medica mondiale* Anspruch schlägt sich in den von uns vermittelten Beratungskonzepten nieder. Parteilichkeit für Frauen und die Bildung von Netzwerken für Lobbyarbeit in der politischen Öffentlichkeit sind Themen, anhand derer die Hebammen in den Trainings ihre Haltung als Beraterinnen lernen können.

Das Einüben einer frauenparteilichen Haltung während jeder Trainingseinheit ist wohl die revolutionärste Übung in einer Kultur, in der die Frauen vorwiegend zur Erhaltung der Familie und zur Vermehrung der männlichen Ehre vorgesehen sind.

Bereits bei den ersten Besuchen haben die Hebammen staunend festgestellt: „Du hörst diesen Frauen ganz konzentriert zu und sagst ihnen nie, was sie tun müssen, um ihre Probleme zu lösen – und – bei jeder findest du was Gutes.“

Sehr schnell haben sie verstanden, dass allein diese Haltung die Atmosphäre schafft, in der Frauen sich spüren können und Ansätze für eine Problemlösung finden.

Da ich diese Haltung auch mit ihnen als Teilnehmerinnen im Training eingenommen habe, konnten sie die Wirkung direkt an sich selber erfahren. Sie fühlten sich ernst genommen und mit ihrer sehr großen Belastung als Berufsfrau und Mutter von meistens 6 – 10 Kindern geachtet. Die Hebammen glaubten mir, dass ich an ihrer Seite stehe, und sie sind selbstbewusst genug, um zu wissen, dass sie sehr viel Lebenserfahrung haben, die sie mir weitergeben konnten.

Sie haben gespürt, dass ich sie als Kolleginnen angesprochen habe, die als Hebammen für das afghanische Gesundheitswesen eine entscheidend wichtige Arbeit verrichten. Für viele Frauen, die sie betreuen, sind die Hebammen der einzige Kontakt außerhalb der Familie. Einige der besuchten Frauen erzählten, dass sie sich ohne Unterstützung der Hebammen schon längst umgebracht hätten.

In einer Trainingseinheit habe ich ihnen von den Massenvergewaltigungen der Frauen und der Vernichtung der jüdischen Bevölkerung im 2. Weltkrieg in Deutschland erzählt. Ich habe ihnen deutlich gemacht, dass seither gerade mal 60 Jahre vergangen sind, und dass meine Altersgeneration die Töchter der Mütter sind, die diese Verbrechen überlebt haben. Eine der Hebammen sagte daraufhin: „Jetzt kann ich besser verstehen, warum ihr euer schönes sicheres Land verlasst, um euer Wissen mit uns zu teilen!“ Diese Frau hat verstanden, dass Mitarbeiterinnen von *medica mondiale* auch aus der eigenen Betroffenheit heraus das Thema sexualisierte Kriegsgewalt in einen weltweiten politischen Zusammenhang stellen.

Die Unterschiedlichkeit nutzen

Eine andere Haltung, die Nutzung der Unterschiedlichkeit (Diversity), wurde allein schon durch meine Anwesenheit praktiziert. Die Verständigung in diesen Trainings war geprägt von der Annahme, dass ich nie eine gemeinsame Begrifflichkeit, Vorstellung, Bebilderung und Symbolisierung von Gegebenheiten und Ereignissen voraussetzen konnte. Die sprachliche Verständigung verdeutlichte diese große Unterschiedlichkeit. Ich unterrichtete in Englisch und eine afghanische

Mitarbeiterin übersetzte in Dari, das ich wiederum nicht verstehen konnte. Das heißt, dass ich den übersetzten Inhalt nicht kognitiv überprüfen konnte. Ich musste mich ganz auf meine Übersetzerin verlassen und darauf bauen, dass meine „Antennen“ die Stimmung in der Gruppe empfangen können, um frühzeitig allfällige Missverständnisse zu „riechen“.

Diese „Beschwerlichkeiten“ förderten den gegenseitigen Respekt und schafften eine produktive Lernatmosphäre. Die Teilnehmerinnen erlebten, dass ich als Trainerin zwar ein Wissens- und Erfahrungsgebiet habe, dass ich das aber nur vermitteln kann, wenn ich mich immer wieder fragend an sie wende, ob sie die westlichen Lerninhalte in ihre Realität übersetzen können, oder nicht. Umgekehrt war ich absolut darauf angewiesen, dass sie mir ihr kulturelles Wissen zur Verfügung stellten.

Mit den Augen afghanischer Frauen gesehen erlebten sie die professionelle, freie Frauenrechtsaktivistin ständig als Fragende. Das gab durchaus Anlass zu manch lustiger Bemerkung und kreierte ein Gegenbild zur Alltagserfahrung, die geprägt ist von einer stark hierarchisierten Gesellschaftsordnung und die Individualisierung und Unterschiedlichkeit kaum zulässt.

Das Körperwissen als gemeinsame Sprache

Als Hebammen war es ihnen erlaubt, mit mir auch über allgemein tabuisierte Themen, wie die weiblichen Körperfunktionen, zu sprechen. Ich beobachtete, dass die genaue funktionelle Beschreibung des Körpers und seiner Äußerungen die sicherste Möglichkeit war, uns zu verständigen. Als ich ihnen die psychosomatischen Symptome, die eine orale Vergewaltigung verursachen kann, geschildert habe, konnte ich überhaupt nicht einordnen, warum sie so erstaunt auf ein Symptom wie beispielsweise Würgereiz reagierten. Endlich stellte sich heraus, dass sie nicht wissen dürfen, wie eine orale Vergewaltigung technisch funktioniert. Ich musste eigene Ekel- und Schamgefühle überwinden und ihnen den technischen Vorgang schildern.

Es gibt nur zwei Möglichkeiten, dieses Nichtwissen zu erklären. Entweder haben sie sich tatsächlich die Technik nie vorgestellt, obwohl sie in ihrer Arbeit mit sexualisierter Gewalt an Kindern konfrontiert

werden. Die andere Möglichkeit ist, dass einzelne Hebammen wissen, wie eine orale Vergewaltigung vor sich geht, die Beschreibung aber auf Grund der Tabuisierung nie über ihre Lippen gehen würde. Gehen wir von der zweiten Annahme aus, dass sie nicht darüber sprechen können, dann hätten wir eine Erklärung, warum sie auch die Folgesymptomatik, in diesem Beispiel den Würgereiz, nicht erkennen können.

Wenn wir im Training an so schmerzhaften Themen rührten, fragten mich die Hebammen manchmal: „Müssen wir das wirklich alles wissen?“

Eine sehr kontroverse Diskussion führten wir zum Thema „Vergewaltigung in der Ehe“. Offiziell gibt es in der afghanischen Gesellschaft keine Vergewaltigung in der Ehe, denn eine von vielen islamischen Interpretationen der Geschlechterbeziehungen besagt, dass der Mann das Recht hat, sich von seiner Frau zu nehmen, was er will, und wenn sie sich ihm widersetzt, ist sie selber schuld, wenn er sich seinen Willen mit Gewalt nimmt. In ihrer täglichen Arbeit, und in ihrem eigenen Privatleben erfahren die Hebammen, wie viel Schmerz und Leid diese religiöse Sanktionierung von Gewalt gegen Frauen bewirkt. Mit ihrem gesunden Menschenverstand wissen sie genau, dass das nicht „Allahs Wille sein kann“. Die Konventionen, die Verantwortung für die Ehre der Familie, die Furcht als Ungläubige beschimpft zu werden oder gar im Verdacht zu stehen, sie seien von den westlichen Frauen manipuliert, verbieten ihnen zu sagen, was sie denken. Selbst als ein offizieller Regierungskandidat sich getraute, öffentlich dieses Thema zu diskutieren, war es ihnen nicht möglich, sich mit ihm zu solidarisieren. Sie wählen den stillen unsichtbaren Weg: Sie erklären sich und ihren Klientinnen, dass diese schlagenden und vergewaltigenden Ehemänner im Unrecht sind, dieses Unrecht in der Ehe aber leider in Kauf genommen werden muss.

Ich habe ihnen aufgezeigt, wie lange der Weg der westlichen Feministinnen war, um durchzusetzen, dass Vergewaltigung in der Ehe als Straftat geahndet wird. Danach verstanden sie besser, warum ich auf dem Begriff „Vergewaltigung in der Ehe“ beharrt habe und warum ich nicht bereit war, auch nicht in Afghanistan, verschleierte Begriffe wie „Missbrauch in der Familie“ zu gebrauchen.

Die Schmerzen dürfen das Überleben nicht gefährden

In einem Land, das 25 Jahre Krieg hinter sich hat und in dem Frauen ständig durch häusliche Gewalt nicht nur seelisch, sondern oft auch physisch massiv verletzt werden, wäre eigentlich ein immenses Ausmaß von Schmerzäußerungen zu erwarten.

Doch spätestens seitdem wir die Ergebnisse der Traumaforschung kennen, wissen wir, dass der menschliche Organismus, gerade für den Umgang mit Schmerzzuständen, eine hohe Anpassungsfähigkeit zur Verfügung hat. Die Frauen müssen einen Weg der Schmerzverarbeitung finden, der ihr Überleben nicht gefährdet. Sie müssen versuchen, so weit funktionsfähig zu bleiben, dass sie Kinder gebären können und ausreichend Kraft bleibt, diese zu versorgen. Durch die hohe Arbeitslosigkeit, den Verlust des eigenen Bodens, oder weil sie ihre Ehemänner und Ernährer im Krieg verloren haben, sind viele Frauen gezwungen, Möglichkeiten zu finden, um die Grundernährung der Familie zu sichern. Bekanntlich ist der Bildungsstand in Afghanistan sehr niedrig. Das von den Taliban erlassene Verbot für Frauen, die Schule zu besuchen, hat ihre Wirkung hinterlassen, nur wenige können lesen und schreiben. Vielen bleibt nur die Chance als Hausangestellte oder Wäscherin zu arbeiten, neben der eigenen Hausarbeit eine enorme körperliche Belastung. Oft genug gelingt es nicht, die Familie so zu ernähren, dass alle satt sind. Trotzdem werden die Frauen ein weiteres Mal schwanger, leiden unter Blutarmut und sind gequält von der Sorge, wie sie ein Kind mehr durchfüttern sollen.

Es sind diese Alltagsorgen, die offensichtlich vielfältigste Schmerzen bereiten. Körperlich äußern sie sich meistens als Rücken- und Kopfschmerzen, Kreislaufprobleme und Schlafstörungen treten auf. Soweit ich das beurteilen kann, empfinden die Frauen diese Art von Schmerzen als normal. Vermutlich zeigt sich hier auch ein kultureller Unterschied. Ich vermute, dass afghanische Frauen viel besser als wir Westlerinnen wissen, dass Schmerzen zum Leben gehören, und das ein Grund dafür sein könnte, warum sie grundsätzlich eine andere Schmerzempfindung haben. Den westlichen Umgang, für jeden Schmerz gibt es eine Erklärung und ein Medikament, das ihn wegmacht, ist für sie schätzungsweise relativ jung.

Selbstverständlich aber nehmen sie gerne Schmerzmittel an, wenn sie welche bekommen können. Neben Nahrungsmittelhilfe verteilen eini-

ge Hilfsorganisationen auch Vitamine und Spurenelemente. Die bunten großen Pillen sind sehr beliebt und werden oft auch als Placebo verteilt. Harmlose Erkältungskrankheiten werden schnell mit Antibiotika behandelt, meistens sind es völlig unspezifische Antibiotika, oder aber es werden nur halbe Packungen abgegeben, oder manchmal eben auch welche, deren Ablaufdatum längst überschritten ist.

Die täglichen Gebetszeiten nutzen die Frauen oft, um sich für einen Moment zu entspannen. Dieser Rückzug von ca. 10 Minuten scheint für viele mehr zu sein, als die Erfüllung einer religiösen Pflicht.

Mir wurde von einer kulturellen Eigenart berichtet, die offensichtlich hilft, sich von Schmerzen zu entlasten. Von den paschtunischen Frauen wird erzählt, dass sie jede Zusammenkunft mit einer langen Jammerrunde beginnen. Jede Frau bekommt Platz und Aufmerksamkeit, um ihre Leiden detailgenau zu beschreiben, und erst wenn alle Frauen das erledigt haben, gehen sie zum gemütlichen Teil des Treffens über. In diesen Kreisen gilt eine Frau als ungesund, die nichts zu bejammern hat. Ich kann diese ethnologische Beobachtung nicht überprüfen, aber aus vielen Kulturen sind ähnliche Muster bekannt.

Mein Herz tut so weh!

Das Konzept der Traumatisierung war ein sehr wertvoller Kompass, um mich auf der afghanischen Schmerz-Landkarte orientieren zu können.

Bei Menschen in einem Nachkriegsland müssen wir davon ausgehen, dass sie vielfältigste traumatische Erfahrungen hinter sich haben, und leider enden diese nicht mit Verkündung des Kriegsendes. Bekanntlich beginnt gerade nach Ende des Krieges eine erneute Spirale der sexualisierten Gewalt: Häusliche Gewalt gegen Frauen und Frauenraub (trafficking) nehmen zu. Prostitution, unter anderem für die im Land stationierten Soldaten und männlichen Angehörigen von Hilfsorganisation, wird organisiert. Gewalt gegen Kinder und Kinderraub nehmen zu.

In diesem Klima können keine Traumata heilen und nur selten vernarben.

Nach der westlichen Diagnostik beurteilt, leiden viele Frauen, die ich gesehen habe, an einer chronischen posttraumatischen Belastungsstö-

rung. Die Trainings zeigten, dass die Frauen dieses Konzept dankbar angenommen haben, weil sie ihre Befindlichkeiten darin beschrieben fanden. Es entlastete sie zu wissen, dass sie nicht an einer unheilbaren psychischen Krankheit leiden, sondern an den Folgen gesellschaftlicher Ungerechtigkeiten und menschlich verursachten Verbrechen – ein Schmerz, den das Herz nicht fassen kann!

Das Herz reagiert mit Schmerzen und Krämpfen, die bis zur Atemnot führen können, es rast oder stolpert. Traumatisierte Frauen sind nervös und gereizt, schreckhaft und leiden unter Schlafstörungen. Oft wenn ich sie fragte, wo es im Körper weh tut, legten sie ihre Hand auf die Herzgegend.

Traumatisierte richten ihre innere Aufmerksamkeit immer darauf aus, die nächste Gefahr früh genug zu erkennen. Da die afghanischen Männer tagsüber oft außer Haus sind, nimmt die Spannung für die Frauen gegen Abend zu, denn wenn die Männer heimkommen, ist das Risiko hoch, dass sie schlagen, schreien oder andere Formen der Gewalt anwenden.

Diese ständige Anspannung und Angst könnten die extremen Spannungsschmerzen erklären, die wir bei den Frauen beobachteten: In den Schultern, im Rücken und in den Beinen. Die Muskeln speichern und halten den Schmerz manchmal so sehr, dass die Frauen bewegungslos sind und ihnen die Beine versagen. Sie sind gequält von Flash-backs und erzählen, dass sie plötzlich unkontrolliert um sich schreien. Andere beschreiben, dass sie nicht mehr wissen, wer sie sind, und manchmal ihre eigenen Kinder nicht wiedererkennen. Sie bekommen Krampfanfälle oder Lähmungserscheinungen und erinnern sich hinterher nicht an diese Episoden. Ich habe Kinder und Frauen gesehen, die aufgehört haben zu sprechen, andere verlassen ihr Haus nicht mehr oder können sich nur in dunklen Räumen aufhalten. Durch die alltägliche Gewalt sind sie ständigen Retraumatisierungen ausgesetzt.

Es gibt nur wenige Möglichkeiten, dieser täglichen Gewalt zu entkommen, denn Frauen können in Afghanistan nicht selbstbestimmt leben und sich nicht eine eigene Wohnung mieten. Ihnen bleibt nur die Flucht in ein Frauenschutzhaus oder ins Gefängnis.⁸⁷

⁸⁷ Siehe dazu den ausführlichen Bericht unter www.medicamondiale.org.

Viele suchen Entlastung durch Selbstverletzung: Sie reißen sich Haare aus, werfen den Kopf gegen die Wand, oder sie schlagen ihre Kinder und fallen danach in tiefe Schuldgefühle darüber, dass sie diejenigen verletzen, die sie am meisten lieben. Nach wie vor muss von einer hohen Selbstmordrate ausgegangen werden. In Kabul sind mir wenige Selbstverbrennungen bekannt, im Gegensatz zu Herat, wo die Selbsttötung durch Verbrennung als frauen-kulturspezifisches Phänomen bezeichnet werden kann. In Kabul greifen die Frauen zu chemischen Mitteln und sterben an Vergiftungen.

Der Körper erinnert sich

Mit dem körperorientierten Ansatz von Peter Levine und Babette Rothschild⁸⁸ hatte ich ein Instrument an der Hand, um den Hebammen einige Unterstützungs- und Entlastungsmethoden zu zeigen.

Ich übte mit ihnen, ihre Empfindungen im Körper wahrzunehmen. Spannend war zu beobachten, dass die Frauen viel schneller ihre Empfindungen beschreiben konnten als ihre Gefühle. Die westlich gängige therapeutische Anweisung: Beschreibe mir deine Gefühle, ist für sie abstrakt, und sie wissen keine Antwort darauf. Wenn ich sie aber fragte: „Spürst du in deinem Körper etwas, beschreibe mir, wie sich das anfühlt“, antworteten sie mir in der Sprache der Empfindung: Mein Herz tut so weh, mein Nacken ist ganz kalt, mein Bein ist warm, mein Herz ist dunkel etc....

Mit diesen Empfindungsübungen erfuhren die Frauen, dass sie nicht nur eine einzige Empfindung im Körper haben, sondern dass es Orte gibt, die weh tun, gleichzeitig aber auch Orte da sind, die sich warm und gut anfühlen. Das ermöglichte ihnen zu vertrauen, dass ihr Zustand veränderbar ist, dass sie eine Wahlmöglichkeit haben zwischen dem schmerzhaften Gefühl und dem wohligen Gefühl im Körper, hin und her zu pendeln.

Eine andere Methode setzte da an, wo die Traumaschmerzen gespeichert sind, in den Muskeln. Wir zeigten den Frauen Körperübungen,

⁸⁸ „Der Körper erinnert sich“, Babette Rothschild, Synthesis Verlag. Der Artikel erschien im Januar 2006 in der Zeitschrift für Heilpraktikerinnen, LACHESIS, das erste Mal.

die die Muskeln aktivieren, so dass diese sich über die Aktivität entspannen können. Aktive Entspannungsmethoden konnten nur selten angewendet werden, da die Gefahr einer zu starken Entladung zu groß wäre. Ich hatte in meinem Reisegepäck immer eine Tüte mit Tennisbällen mit, die die Hebammen für Hand-, Fuß- und Rückenübungen einsetzen konnten. Mit Fahrradschläuchen machten wir Stretch-Übungen, mit Sand gefüllte Plastikflaschen ermöglichten ihnen, die Muskeln zu spüren.

Die einfachsten Bewegungsübungen, wie Tanzen und Laufen, konnten nur sehr beschränkt eingesetzt werden, da die Bewegungsfreiheit noch immer sehr eingeschränkt ist.

Der Verlust von Kindern oder anderen nahen Angehörigen gehört zur afghanischen Lebensrealität und damit auch zur Lebenserfahrung. Soweit ich beobachten konnte, sind die Frauen mit diesem Schmerz unter den Frauen in ihrer Familie aufgehoben. Sie sitzen zusammen, weinen und klagen. Als das Kind einer Gefangenen im Krankenhaus starb, haben wir das tote Kind und die Mutter ins Gefängnis zurück gebracht. Die Mitgefangenen haben sich sofort im Kreis um die Mutter gestellt, sie in die Arme geschlossen und laut schreiend und weinend den Verlustschmerz beklagt.

Während der langen Trauerphase danach sah ich wenig kulturelle Unterstützung. Die Hebammen empfahlen den Frauen sehr schnell, sich mit einem nächsten Kind zu trösten.

Schlussbilder

Asien ist ein lebender Körper,
und Afghanistan ist sein Herz.
Versagt das Herz, so stirbt auch der Körper.
Doch solange das Herz frei ist, bleibt auch der Körper frei.
Wenn nicht, wird er zu einem Blatt im Wind.

Ich kann kein schlüssiges Ende finden für meinen Bericht, zu groß und zu unfassbar sind die Schmerzen, die mitten im Alltag stattfinden. Glücklicherweise ist die Kraft vieler Frauen stärker als ihr Schmerz. Immer wieder finden sie eine Gelegenheit, eine Hoffnung, um ihr Herz zu entlasten – sie werden zu einem Ast am Baum.

Bei meinem letzten Aufenthalt hatte ich die Gelegenheit, mit dem Helikopter über die Berge ins Tal der Buddhas, nach Bamian zu fliegen. Die schroffe Schönheit dieses Landes, indem die Menschen keine andere Wahl haben als ihr Leben der Kargheit der Berge abzutrotzen, hat mich ergriffen. Als ich aus dem Helikopter stieg, realisierte ich, dass wir auf einem großen Gräberfeld gelandet sind. Ich setzte mich auf den staubigen Boden und weinte.

Weiterführende Literatur

Griese, Karin (Hrsg.): Sexualisierte Kriegsgewalt und ihre Folgen. Handbuch zur Unterstützung traumatisierter Frauen in verschiedenen Arbeitsfeldern. 2., aktualisierte und erw. Aufl. Frankfurt am Main: Mabuse-Verlag 2006, 457 S.

Mögliche Verbindung zum Terrorismus?

Lebensbedingungen und traditionelle Werte afghanischer Frauen

Sylvia Johnson

Zusammenfassung

Dieser Beitrag beschreibt Einstellungen und Werte afghanischer Frauen, die das kriegerische Verhalten ihrer Männer und Söhne unterstützen und ergänzen. Die Strukturen des Ehr- und Verhaltenskodex afghanischer Stämme im Verbund mit den Lebensvorstellungen eines orthodoxen Islam erlegt den Frauen eine ausgeprägte Opferbereitschaft und Leidensfähigkeit auf, aus der sie ebenso stolz wie die Männer Würde und Ehrgefühl ziehen, auch wenn sie z.T. verdeckten Widerstand leisten. Ihr Beitrag zum Überleben der Gemeinschaft im Jihad sind das Gebären möglichst vieler Söhne und die Unterstützung der Krieger durch konsequente Selbstaufgabe. Dieser Haltung wird ein besonderer Wert zugeschrieben, den die Kinder während ihrer Sozialisierung übernehmen, was die Hemmschwelle gegenüber Gewalt – sei es gegen Andere oder gegen sich selbst – senkt und gewalttätige Akte zur Verteidigung legitimer Gründe natürlich erscheinen lässt. Jungen, die gewaltsam aus ihrem Familienverband gerissen und entwurzelt wurden, können auf der vorgenannten Basis dann leicht in den Koranschulen fanatischer Mullahs und fundamentalistischer Hassprediger eine neue Verortung finden und zu extremer Gewaltbereitschaft und terroristischen Aktivitäten manipuliert und instrumentalisiert werden.

Historische Bezüge zur Sozialisierung

Das strategisch bedeutsame Gebiet, welches wir heute als Staat von Afghanistan kennen, war seit den frühesten Anfängen der Geschichte als Einfallstor nach Indien hart umkämpft. Wohl kaum ein Gebiet hat soviel Blut gesehen wie die Gebirgszüge Afghanistans. Dadurch erhielten Eigenschaften wie Mut, Härte, Ausdauer und Bereitschaft zu Kampf und Gewalt einen besonderen Stellenwert, der die Basis für viele patriarchalische Stammesregeln bildete. Bis heute sind die Af-

ghanen bekannt für ihren großen ethnischen Stolz, ihre Tapferkeit, ihre militärischen Fähigkeiten und ihren in Asien ziemlich einmaligen Individualismus und Freiheitsdrang. Zwar wurden die oben erwähnten Werte nicht expansiv nach außen getragen, für das Überleben der Gemeinschaft waren sie aber unabdingbar.

Letztlich kann man sich Afghanistan wie eine Festung vorstellen, deren Verteidiger unter dem Druck einer permanenten Belagerung fester zusammen geschweißt wurden, was aber auch Modernisierungstendenzen durch Kulturaustausch verhinderte und die Geschlechterrollen bis heute festschrieb. Der Mann verteidigte die Seinen, Sippe, Stamm und Land und sorgte im Einklang mit dem Koran für Schutz und Wohl der Familie. Die Frau kümmerte sich um Heim und Herd und garantierte mit dem Gebären möglichst vieler Söhne den Fortbestand der Gemeinschaft. Die ihr auferlegte Rücksichtnahme zugunsten der kriegerischen Männerwelt stellte die Funktionsfähigkeit des Sozialgefüges sicher, weshalb ältere Frauen sehr häufig bereit waren und sind, aufbegehrende weibliche Mitglieder der Familie zur Anpassung zu bewegen, teilweise auch mit Gewalt.

Obwohl seit drei Generationen die „Befreiung der Frau“ das ideologische Politikum mehrerer afghanischer Regierungen sowie russischer und amerikanischer Invasoren war, um deren jeweilige Politik zu legitimieren, konnte sich eine dauerhafte Liberalisierung der weiblichen Lebensbedingungen bisher nicht durchsetzen. Nach wie vor ist die afghanische Kultur eine extrem kriegerische patriarchale Konserve, die bestimmt wird von Begriffen wie Freiheit, Mut, Ehre, Stolz und Würde – aber auch Gewalt. So werden Reformprogramme zwar nach außen abgenickt, traditionalistische Strömungen sorgen aber dafür, dass die Frauen ihrem traditionellen Auftrag vorläufig treu bleiben, persönlichste Wünsche zugunsten der Gemeinschaft zurückstellen oder sie über die Söhne ausleben.

Lebensbedingungen afghanischer Frauen

Frauen haben auf den ersten Blick weder Definitions- noch Entscheidungsmacht. Bei Entscheidungsfindungen werden sie selten gefragt, noch wird auf ihre Meinung Rücksicht genommen. Sie lernen deshalb schon früh, sich mit der Rolle des äußerlich passiven Zuhörers bzw. Befehlsempfängers zu arrangieren, da sie in der Familien- und Clan-

hierarchie hinter dem jüngsten männlichen Familienmitglied stehen und auf direktem Wege nicht viel erreichen können. Trotz ihrer untergeordneten Rolle lassen sich Frauen jedoch nicht unbedingt davon abhalten, mitzudenken und ihre eigenen Wege der Einflussnahme zu finden.

Sie wissen, dass der Haushaltsvorstand in den Augen der Familienmitglieder und der Öffentlichkeit unter allen Umständen sein Gesicht zu wahren hat. Die patriarchalischen Regeln nötigen ihn dazu, seine Rolle als absolutes und unangefochtenes Familienoberhaupt täglich unter Beweis zu stellen. Hierdurch steht er häufig unter dem Druck, Entscheidungen zu fällen, für die er nicht ausreichend Informationen besitzt und nur das Regelwerk des Stammes wie des Islam zu Rate ziehen kann. So gleicht das Leben des afghanischen Mannes einem permanenten Balanceakt, bei dem seine persönliche Würde, Integrität und sein Stolz jederzeit auf dem Spiel stehen. Verliert er durch das Verhalten weiblicher Familienmitglieder oder Kinder sein Gesicht, verpflichtet ihn der Stammeskodex dazu, seine Ehre mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln wieder herzustellen, will er nicht der Ächtung aller Männer seines Clans verfallen. Aus diesem Grund erlegen sich Frauen oft selbst das gewünschte sozialkonforme Verhalten auf, das auf Zurückhaltung gegenüber dem Patriarchat basiert und von offener Meinungsäußerung absieht.

Das soziale Regelwerk ist bindend für beide Geschlechter, wodurch sich Verhalten und Entscheidungen voraussagen lassen, was ihnen Sicherheit vermittelt. Dem Mann erlauben sie zwar Willkürakte gegenüber Frau und Kindern, doch lässt ihm die Wahrung seiner männlichen Ehre nicht soviel Handlungsspielraum, wie zu erwarten wäre. Oftmals ist er sogar dazu gezwungen, gegen seine persönliche Überzeugung handeln zu müssen. Deshalb findet man in jeder afghanischen Familie höchst unterschiedliche Formen, mit dem patriarchalisch-islamischen Regelwerk zu jonglieren und es, sofern nötig, zu unterlaufen.

Aus ökonomischen Gründen lassen sich zur Zeit einige traditionell-islamische Regeln, wie etwa die Purdah (Ausschluss der Frauen aus der Öffentlichkeit) nicht mehr umfassend einhalten. Da viele Familien durch die langen Kriegs- und Dürrezeiten völlig verarmt und teilweise noch immer vertrieben sind, versuchen mehr und mehr Frauen, eine

Lohnarbeit zu finden, vor allem, wenn sie verwitwet oder die männlichen Mitglieder der Familie zu krank, zu alt, kriegsversehrt, traumatisiert oder süchtig sind. Der Schritt in die Außenwelt ist aber ohne männlichen Begleitschutz trotz Verschleierung durchaus kein risikoloses Unterfangen, waren die Strassen doch bis dahin fast ausschließlich eine männliche Domäne⁸⁹. Deshalb betrachten viele Frauen die Burka recht pragmatisch als Schutzmantel vor Übergriffen und Pöbeleien, den sie in der nächsten Zeit wohl auf keinen Fall ablegen werden.

Auch gebildete Frauen in den Städten unterliegen dem sozialen Druck, mehrere Kinder, möglichst Söhne, zur Welt zu bringen, obwohl dies ihre beruflichen Möglichkeiten extrem einschränkt. Da die Männer entscheiden, ob verhütet wird oder nicht und die Schwiegermütter meist die Einhaltung ihrer Gebote überwachen, sind Karrierewünsche oftmals unerfüllbar. Erst wenn die Kinder etwas größer sind und die Töchter anfallende Hausarbeiten übernehmen, versuchen sie, über Beziehungen wieder einen Berufseinstieg zu finden. Letztlich erhalten die meisten Frauen diesbezüglich aber keine oder nur wenig Unterstützung. Um sich zumindest ansatzweise durchzusetzen, müssen sie oft ausgeklügelte Strategien anwenden, müssen lügen, täuschen und verheimlichen, was sie im Zuge ihrer Sozialisierung gezwungenermaßen meisterhaft zu beherrschen lernten. In dieser Hinsicht kann man behaupten, dass eine gewisse Aufsässigkeit gegenüber dem patriarchalen Diktat durchaus Tradition hat, auch wenn die Frauen es verinnerlicht haben, persönliche Belange zugunsten der Gemeinschaft zurückzustellen.

Unter den Ehefrauen eines polygamen Haushalts hängt die Rangordnung davon ab, wie nahe sie dem Ehemann stehen und in welchem Maß sie die sozialen Normen erfüllen. Ihr Stellenwert und Mitspra-

⁸⁹ Ich selbst habe mich bei einem Auslandeinsatz selten so verletzlich und ungeschützt gefühlt wie in den Momenten, in denen ich abends mein Büro verließ, um zu Fuß die 10 Minuten zu meiner Unterkunft zu gehen oder etwas einzukaufen. Dies war jedes Mal durch die allgegenwärtigen Signale latenter Gewaltbereitschaft eine Art Spießrutenlauf mit ungewissem Ausgang. Der letzte Entführungsfall einer italienischen Kollegin von Care, mit der ich eng zusammengearbeitet habe und die in ihrem Auto gekidnappt wurde, hat im übrigen meine damaligen Befürchtungen bestätigt.

cherecht bei den sie betreffenden Angelegenheiten steht dabei in direktem Bezug zu mehreren Faktoren: Je besser sie arbeitet, je gesünder und krankheitsresistenter sie ist, je mehr Söhne sie gebärt (bereits der erste steigert ihr Ansehen immens), desto mehr Achtung und Bedeutung erlangt sie in der Familie, was wiederum Einfluss auf ihre Behandlung durch die anderen Familienmitglieder sowie auf Nahrungszuteilung und Bekleidung hat. Diese Position ist jedoch fragil: Sterben die Söhne, verliert sie ihre Stellung in der Hierarchie, es sei denn, sie fallen als Märtyrer.

Gegenüber der entscheidenden Frage nach der Zahl der Söhne ist die familiäre Herkunft der Frau, ihre Schönheit, Klugheit und Arbeitskraft sekundär, da sie gemäss der Scharia jederzeit ersetzt werden kann, wenn sie die Erwartungen des Mannes nicht erfüllt.

Letztlich kennen afghanische Frauen ihren durch Normen und Regeln vorgegebenen sozialen Handlungsrahmen genau und können, wenn sie sich diverse Meriten erworben haben und intelligent sind, innerhalb der vorgegebenen Strukturen Entscheidungen durchaus zu ihren Gunsten lenken. Dazu haben sie, wenn meist auch nicht allzu lang die Gelegenheit, den Mann über seine sexuellen und emotionalen Bedürfnisse zu beeinflussen. Mittelfristig kann sich eine Frau soviel Anerkennung unter den Frauen der Sozialgemeinschaft verschaffen, dass es für einen Mann durchaus schwierig sein kann, sich darüber hinwegzusetzen. Langfristig gibt es dann noch die Möglichkeit, ihre Interessen über die Manipulation der Söhne durchzusetzen.

Macht über die Söhne

Obwohl im Patriarchat Afghanistans streng darauf geachtet wird, männliche Nachkommen möglichst früh dem Einfluss der Mütter zu entziehen und sie in traditionell-maskulinem Verhalten zu bestärken, haben Frauen trotzdem einige Chancen, das Geschehen in Familie und Clan indirekt über die Söhne zu beeinflussen. Zwar werden schon relativ kleine Jungen dazu angehalten, die Rolle des Bewachers und Beschützers einzunehmen, was ihre Position unverhältnismäßig stärkt und die der Mütter schwächt, gelingt es einer Frau jedoch, ihre Söhne emotional an sich zu binden, werden sie später zwar nach außen hin rollenkonform agieren, tendenziell aber den Ansichten und Wünschen der Mutter folgen.

Sobald der Sohn ins heiratsfähige Alter kommt, kann die Frau als Mutter ihren Rang in der Familienhierarchie noch einmal positiv verändern, denn der Heiratsmarkt ist fest in den Händen der verheirateten Frauen. So werden sie über kurz oder lang zu Schwiegermüttern und außerordentlichen Machtbefugnissen über die jungen Ehefrauen, woraus sich eine Art Komplizenschaft zwischen Sohn und Mutter entwickelt, die diese weidlich ausnutzt, war sie einst doch selbst junge Frau im Hause einer alles beherrschenden Schwiegermutter. Für das Glück der Söhne und mit dem verinnerlichten Ziel, das Wohl der Familie zu schützen und zu mehren, setzen sie im Rahmen äußerer Konformität äußerst gewitzt alle verfügbaren Kommunikations- und Beziehungsmittel ein und schrecken auch nicht vor Gewaltanwendung zurück, wenn es dem Zweck dienlich erscheint.

Gewalt und Verantwortung für die Gemeinschaft

Afghanische Kinder lernen während ihrer gesamten Sozialisation, persönliche Wünsche und Neigungen zugunsten Älterer und Ranghöherer zurückzustellen und deren Entscheidungen zu respektieren – auch wenn sie dadurch häufig Gewalt und Leid an sich selbst erfahren oder mit ansehen müssen. Ihr Leben und ihr Schicksal hängen von dem Patriarchen ab, der die soziale Hierarchie führt und dessen Wort unantastbar ist. Dazu kommt, dass im Jihad Krieger in allen Angelegenheiten Vorrechte genießen, denen sich letztlich alle unterordnen müssen. Dadurch verbinden die meisten Kinder von klein auf eine relativ niedrige Hemmschwelle gegenüber Gewalt mit einem tief verankerten Verantwortungsgefühl für ihre Gemeinschaft und deren Werte, seien es die der Familie, des Clans oder des Stammes. Diese Voraussetzungen lassen bei Jugendlichen zum Teil die Bereitschaft wachsen, sich für die Gemeinschaft zu opfern oder eine als Auftrag empfundene Idee mit aller Entschlossenheit durchzusetzen. An der Schwelle zum Erwachsenendasein erhalten dann Entscheidungen, die ein Höchstmaß an Mut, Härte, Entschlossenheit und Opferbereitschaft verlangen, noch einen besonderen Stellenwert im Sinne eines Initiationsritus, durch den Mädchen und Jungen in die Erwachsenenwelt aufgenommen werden. Für Mädchen bedeutet dies häufig Verzicht auf persönliches Glück und stilles Ertragen von Leid, für Jungen im Extremfall die Ausführung eines Mordes.

Verteidigung kultureller Werte und der panislamistische Gedanke

Mit der maskulin-patriarchalischen Erziehung männlicher Nachkommen hat sich im Laufe von fast 1300 Jahren der von Saudi-Arabien übernommene Islam zu einer untrennbaren, fast monolithischen Einheit verflochten, der patriarchalische Werte auf eine höhere, sozusagen heilige Ebene transponiert, wodurch sie eine verschärft religiöse Bedeutung erhalten. Diese findet ihren extremsten Ausdruck im Jihad, dem heiligen Krieg zur Vernichtung oder Bekehrung der Ungläubigen, der orthodox religiös-patriarchalisches Gedankengut mit allen Mitteln zu verteidigen trachtet.

Während sich die Taliban zum Großteil aus entwurzelten afghanischen Waisenkindern der Flüchtlingslager Pakistans rekrutierten, die in den orthodox-fundamentalistischen Koranschulen eine Art Ersatzfamilie gefunden hatten und sich aus Gründen der Loyalität und infolge von Indoktrination dazu berufen fühlten, die Mujaheddin, die unglaubwürdig gewordenen afghanischen Gotteskrieger, abzulösen, setzt sich das Terrornetzwerk Al'Kaida inzwischen aus islamischen Söldnern der ganzen Welt zusammen, die global agieren. Mit dem panislamischen Gedanken, der Glaubensbrüder in internationaler Solidarität zur Verteidigung islamistischer Grundwerte gegenüber der wirtschaftspolitischen Expansion des Westens zusammenbringt, erfahren die bisher lokalen Verteidigungsstrategien eine Entgrenzung und mutieren zum globalen Angriffspakt verschiedenster fundamentalistisch-militanter Gruppierungen. Für die Angehörigen dieser Netzwerke ist Afghanistan auf Grund seiner geographischen Lage, seiner patriarchal-islamistischen Traditionen, die das Denken beider Geschlechter dominieren, seiner desolaten Ökonomie und seiner sozialen Verrohung nach 25 Jahren Krieg ein ideales Rückzugsfeld.

Hinzu kommt, dass der Jugend durch den langen Krieg Schul- und Berufsausbildung weitgehend versagt blieb, sie häufig entfremdet wurde vom friedlichen Broterwerb und stattdessen eine Art „Kalashnikow-Mentalität“ entwickelt hat, die sie anfällig macht für terroristische Organisationen mit gutem Budget. Als geistig-emotionales Erbe hat sie von den Vätern die Gewaltbereitschaft übernommen, von den Müttern die Opferbereitschaft zum Wohl der Gemeinschaft, was junge Männer weiterhin ermutigen wird, dem religiös motivierten Appell an Opfer-

bereitschaft und Verteidigung der Werte, mit denen sie groß geworden sind, Folge zu leisten. Man wird zwar unter den Selbstmordattentätern selten Afghanen finden, letztlich sind auch die Drahtzieher der Al'Kaida nur Fremde, nur „Arabi“, für die man nicht unbedingt sterben möchte, aber zur Verteidigung ihrer traditionellen Vorstellungen, Werte und Normen greifen Afghanen nach wie vor zu den Waffen.

Die dargestellten Zusammenhänge machen deutlich, dass Denken und Verhalten der afghanischen Frauen quasi eine Einheit bilden mit dem patriarchal-islamistischen Verhaltenskodex. Jede von außen herangebrachte Idee zur „Befreiung der Frauen“ ist deshalb zwangsläufig zum Scheitern verurteilt. Von den afghanischen Frauen selbst kommen nur schwache Impulse, da sie mit dem tagtäglichen Überleben innerhalb ihrer traditionellen Lebensweise beschäftigt sind und so nur wenig Initiative für Veränderungen aufbringen können. Meiner Meinung nach können nur eine verbesserte Sicherheitslage, ökonomische Stabilisierung, ausreichende medizinische Versorgung sowie das Anheben des allgemeinen Bildungsniveaus Afghanistan aus seiner desolaten Situation befreien. Wird die Jugend weiterhin zur Abwehr der Überfremdungsgefahr instrumentalisiert, wird ein Ausbrechen aus dem Teufelskreis der Gewalt nicht gelingen. Nur wenn den Jugendlichen auch in Form von Austauschprogrammen alle Formen der Aus- und Weiterbildung offen stehen, können sie den Schritt aus der traditionalistischen Konserve wagen, sich mit der modernen Zeit vertraut machen, Lebensstile und Einstellungen miteinander vergleichen und so mit einem differenzierteren Selbstbewusstsein entscheiden, für welche Werte sie sich einsetzen wollen. Nur dies kann verhindern, dass sie sich zum willigen Instrument für religiös verbrämten Terrorismus machen lassen.

Hoffnungen und Realitäten beim Schutz afghanischer Kulturgüter

Paul Bucherer-Dietschi

Thesen

Afghanistan stellt in mancher Beziehung einen ‚Sonderfall‘ dar, der aber gerade im Bereich des Kulturgüterschutzes von besonderem Interesse ist. Diese Sonderstellung basiert auf den folgenden drei Faktoren:

- Afghanistan ist eines der ganz wenigen Länder der Dritten Welt, die im 19. Jh. nie von einer europäischen Großmacht erobert und kolonisiert worden sind. Dadurch konnte es – zumindest in den ländlichen Gebieten – eine über die Jahrhunderte gewachsene und von modernen Umwälzungen kaum berührte Volks- und Lebenskultur bewahren.
- Seit 1978, dem Jahr, in dem Präsident Mohammad Daud gestürzt wurde, herrschten in Afghanistan Krieg, Bürgerkrieg, Not und Elend. Die Auswirkungen auf die Kultur und das traditionelle Leben der Menschen wurde durch eine langanhaltende Dürre noch verstärkt. Um zu überleben, verkaufte man ererbte Kulturgüter. Die Hälfte der afghanischen Bevölkerung wurde aus ihren Wohnstätten vertrieben und vegetierte in der Fremde als Flüchtlinge dahin; zudem sind drei Viertel aller heute lebenden Afghanen im Krieg geboren und aufgewachsen.
- Pashtunen und Tajiken, die beiden grossen ethnischen Gruppen, gehören zur indo-europäischen Völkerfamilie, haben also dieselben kulturellen Wurzeln wie unsere europäischen Vorfahren. Im Gegensatz zu afrikanischen und ostasiatischen Völkern können wir deshalb bei den Afghanen noch heute auf Relikte unserer eigenen Kultur stossen.

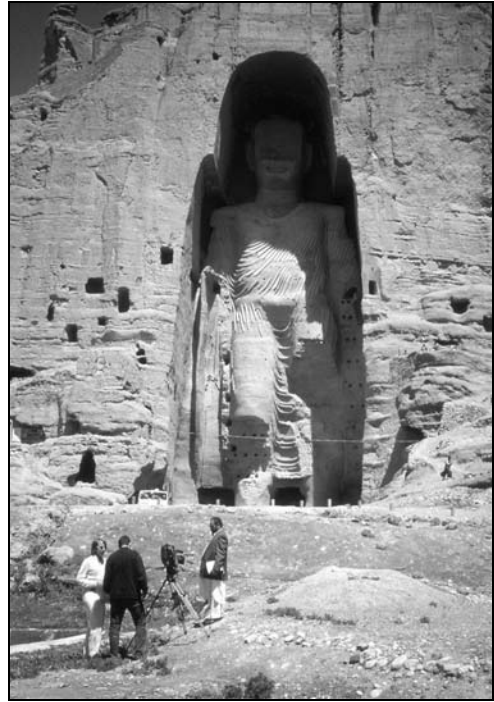
Grundlagen

Der britische Historiker Toynbee⁹⁰ bezeichnet Afghanistan als einen „Kreuzweg der Kulturen“. Das Land liegt auch geographisch an einem Kreuzweg: in Ost-West-Richtung zieht sich die berühmte **Seidenstraße** durch den Norden des Landes; in Nord-Süd-Richtung verläuft die **Straße der Könige**, die Innerasien mit dem reichen Indien verbindet. Nicht nur Handelskarawanen und Kriegszüge benützten diese Straßen, sondern auch kulturelle und religiöse Ideen wurden hier ausgetauscht und verbunden.

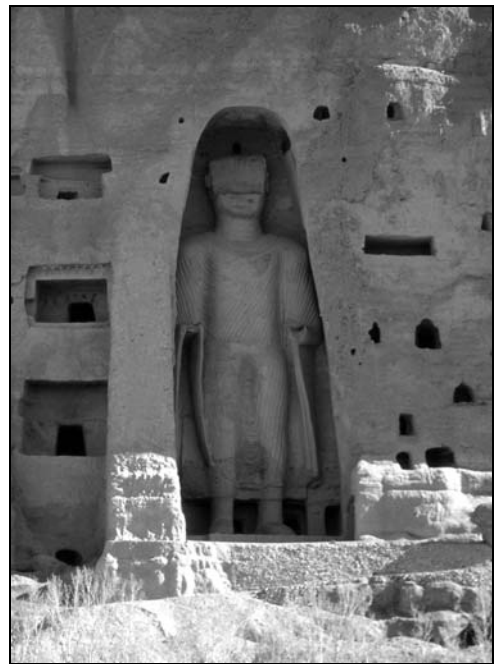
Durch den Eroberungszug Alexanders des Großen, der in seinen fünf Städtegründungen auf afghanischem Boden (Herat, Kandahar, Bagram, Balkh und Aï Khanum) nicht nur Soldaten, sondern auch ‚Kulturschaffende‘ (Maler, Bildhauer, Dichter, Schauspieler, etc.) ansiedelte, wurde Afghanistan zur östlichsten Bastion der hellenistischen Welt. Wie wir Europäer, so sehen deshalb auch die Afghanen das klassische Griechenland als den Ursprung ihrer Kultur an.

Hier schufen die Nachkommen griechischer Künstler das Antlitz Buddhas, dessen Lehre sich – mit rein symbolischen Darstellungen verknüpft – zur Zeit der Kuschan-Herrscher von Indien her ausbreitete. Erst nachdem ein buddhistisches Konzil im Jahre 70 n.Chr. die bildliche Darstellung der Lehre Buddhas und seiner Person gestattete, entstand die reiche Ikonographie. Ihren Anfang nahm sie im heutigen afghanisch-pakistanischen Grenzgebiet als **Gandhara-Kultur** und breitete sich dann entlang der Handelswege über Zentralasien bis nach China, Japan und Süd-Ost-Asien aus.

⁹⁰ Arnold Toynbee (1963): Ströme und Grenzen.



Bamiyan, der Grosse Buddha, 53 m^{©91}



Bamiyan, der Kleine Buddha, 35 m[©]

Das bekannteste Zeugnis dieser Kultur, in der asiatischen Philosophie und europäische Kunst verschmolzen, waren die gigantischen Bud-

⁹¹ Alle Aufnahmen sind vom Verfasser – sofern nichts anderes erwähnt. Copyright © Stiftung BIBLIOTHECA AFGHANICA

dha-Statuen von Bamiyan.⁹² Obwohl in Afghanistan seit Jahrhunderten keine Buddhisten mehr leben, wurden die Statuen von den Afghanen als bedeutendes und schützenswertes kulturelles Erbe betrachtet. Sogar Mullah Omar, der Führer der Taleban, erließ im Juli 1999 ein Dekret zu deren Schutz⁹³, nachdem einer seiner Kommandanten nach der Eroberung Bamiyans den Kopf der kleineren Statue gesprengt hatte. Der Kommandant wurde wegen dieser Tat abgesetzt und bestraft.

Seit seiner Machtübernahme in Kabul im September 1996 wurde das Taleban-Regime von der internationalen Gemeinschaft immer stärker abgelehnt und isoliert. Der Sicherheitsrat der Vereinten Nationen verhängte Sanktionen gegen Afghanistan, weil sich die Taleban standhaft weigerten, Osama ben Laden, den Führer der Al Qaeeda, auszuliefern.⁹⁴ Geschwächt durch zwanzig Jahre Krieg und Bürgerkrieg, sowie durch eine jahrelange Dürreperiode, gerieten Land und Regime in

⁹² Die Geschichte und Zerstörung dieser Statuen beschreibt der Schweizer Dokumentarfilmer Christian Frei in seinem Film „The Giant Buddhas“ (www.Giant-Buddhas.com)

⁹³ „The famous Buddhist statues at Bamiyan were made before the event of Islam in Afghanistan, and are amongst the largest of their kind in Afghanistan and in the world. In Afghanistan there are no Buddhist to worship the statues. Since Islam came to Afghanistan until the present period the statues have not been damaged. The government regards the statues with serious respect and considers the position of their protection today to be the same as always. The government further considers the Bamiyan statues as an example of a potential major source of income for Afghanistan from international visitors. Further, international Buddhist communities recently issued a warning that in case the Bamiyan statues are damaged, then mosques will be damaged in their regions. The Muslims of the world are paying attention to this declaration. The Taliban government states that Bamiyan shall not be destroyed but protected.“

⁹⁴ Es mag insbesondere für deutsche Leser in diesem Zusammenhang von Interesse sein, dass sich auch 1940 die Afghanen weigerten, dem Druck der Alliierten nachzugeben, die die Auslieferung deutscher Experten verlangten. Damals beschloss eine Große Ratsversammlung (Loya Jirgah), eher in den Krieg einzutreten, als durch Verletzung des Gastrechtes Ehre und Gesicht zu verlieren.

immer stärkere Abhängigkeit von der wahabitisch-fundamentalistischen Al Qaeeda und radikalen Gruppen in Pakistan.

Das erklärte Ziel Osama ben Ladens war die Wiedererrichtung des mächtigen islamischen Kalifats, das gemäss alten Überlieferungen eines Tages im Osten Khorassans⁹⁵ auferstehen sollte. Der erste Schritt hierzu war die Umbenennung des Taleban-Staates von ‚Islamische Republik Afghanistan‘ in ‚Islamisches Emirat Afghanistan‘, wobei *Emirat* in seiner Bedeutung als abhängiger Vasallenstaat des Kalifats verstanden wurde.

Der zweite Schritt war, die schon von den Taleban selbst begonnene Islamisierung des Volkes noch radikaler durchzusetzen. Hierzu sollten nationale afghanische Kultur und Traditionen ausgemerzt werden.

Drohender Kulturverlust

Bereits kurz nach dem Rückzug sowjetischer Truppen aus Afghanistan war der damalige kommunistische Präsident Najibullah mit dem Anliegen an die Schweizer Regierung und die Stiftung BIBLIOTHECA AFGHANICA herantreten, in der Schweiz eine Ausstellung des berühmten Goldschatzes von **Tilla Tepe** zu organisieren. Anschließend sollten die mehr als 20.000 goldenen Objekte vorübergehend in Verwahrung genommen werden, bis in Afghanistan wieder Ruhe und Ordnung eingekehrt wären. Aus diesem Grund wurden am 1. Juli 1991, anlässlich des Besuchs des Schweizer Staatssekretärs Klaus Jacobi, zum ersten und einzigen Mal einige Prunkstücke dieses Fundes im Präsidentenpalast gezeigt⁹⁶. Noch am selben Abend wurden sie dann wieder in die Tresorgewölbe der Staatsbank zurückgebracht – und verblieben dort, bis im Sommer 2005 eine amerikanische Expertengruppe den ganzen Schatz auf seine Vollständigkeit kontrollierte

⁹⁵ Eine traditionelle Bezeichnung für Ost-Iran und Afghanistan. In der islamischen Welt gilt Afghanistan als das ‚Herzland des Islam‘, da es als einziges islamisches Land nie von einer christlichen Nation erobert, dauerhaft unterjocht und kolonisiert wurde.

⁹⁶ Aus diesem Anlass publizierte das Informations- und Kulturministerium eine kleine Broschüre mit dem Titel: *Exhibition of Tala Tapa Pieces*. Kabul, July 1991.

und neu inventarisierte. Sowohl parteiinterne Querelen als auch politische Bedenken einer westlichen Großmacht hatten den Transfer in die Schweiz verhindert.

Im Sommer 1998 hielt ich mich während fast drei Monaten in Afghanistan auf und sondierte bei zahlreichen afghanischen Führungspersonlichkeiten – sowohl auf Seiten der Nord-Allianz, als auch bei den Taleban – die mögliche Akzeptanz einer sogenannten *Swiss Solution*⁹⁷, d.h. einer föderalistischen Lösung zur Beilegung des Konfliktes. Das Ergebnis war entmutigend: Beide Seiten wollten Alles oder Nichts, und für die Interessen der ausländischen Hintermänner der Taleban wäre eine Stabilisierung der Lage (und damit ein Erstarren des afghanischen Staates) sogar bedrohlich gewesen.

Erstaunlicherweise trat jedoch ein gemeinsames Anliegen der Gesprächspartner auf beiden Seiten immer deutlicher in den Vordergrund: Die Angst vor dem Verlust der eigenen Kultur, dem ‚Ausverkauf der Heimat‘. Kommandant Ahmad Shah Massud fragte mich: „Was sollen wir unseren Kindern hinterlassen, wenn all unsere Schätze, unsere Traditionen und Wissen, unsere Vergangenheit, zerstört oder geplündert sind und ins Ausland verkauft wurden?“ Auf der Taleban-Seite bekam ich zu hören: „Wenn unsere Kinder verhungern und sterben, so ist das tragisch, aber es werden immer wieder neue Kinder geboren – wenn aber unsere Kultur zerstört wird, so ist sie für immer verloren.“

Welchen Stellenwert Kulturgüter für Kommandant Massud hatten, bewies er dadurch, dass er mir einen seiner wenigen Helikopter zur Verfügung stellte, um nach Bamiyan zu gelangen. Mit finanzieller Unterstützung des Schweizer Außenministeriums organisierte ich dort Renovationsarbeiten am Entwässerungssystem oberhalb der Buddha-Statuen. Eindringendes Regen- und Schmelzwasser hatte begonnen, die Wandmalereien in den Nischen zu zerstören, nachdem sich in den vergangenen 20 Jahren niemand mehr um deren Schutz und Unterhalt gekümmert hatte.

⁹⁷ The Washington Post, June 18, 1997: Dennis Kux und George Tanham: *Afghanistan: The Swiss Solution*. und NZZ, 12. Mai 1998: Ulrich Schmid: *Friedensbemühungen nach Jahren der diplomatischen Abstinenz*.



Eindringendes Wasser beschädigte die Wandmalereien beim Grossen Buddha©

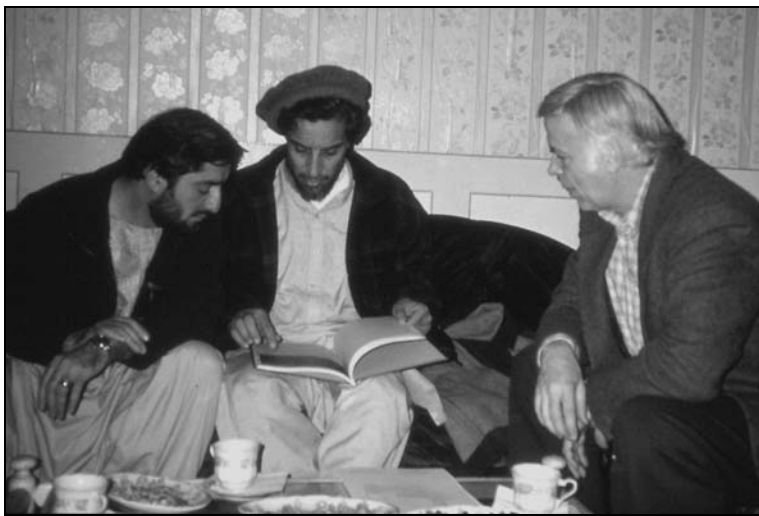


Renovation der Entwässerung©

Auch der Kulturminister der Taleban, Mullah Qodratullah Jamal, und sein Stellvertreter orientierten mich darüber, dass sie unter großem Druck ihrer ‚arabischen Freunde‘ ständen, die im Nationalmuseum aufbewahrten Darstellungen von Lebewesen zu zerstören. Bisher habe man diese von einer Ecke in die andere verschoben, um sie zu retten, aber ihre ‚Freunde‘ hätten dies herausgefunden, und sie sähen nun keine Möglichkeit mehr, die buddhistischen Objekte noch lange zu schützen. Sie wären froh, wenn sie in der Schweiz in Sicherheit gebracht werden könnten.



Kulturminister Qodratullah Jamal©



Dr. Abdullah, Kommandant Ahmad Shah Massud, Paul Bucherer-Dietschi©

In einer weiteren Diskussionsrunde mit Kommandant Massud entstand dann die Idee eines ‚Afghanistan-Museums im Exil‘, das in der Schweiz eingerichtet werden sollte. Im November 1998 reiste der afghanische Präsident Professor Burhanuddin Rabbani persönlich in die Schweiz und trug diesen Wunsch bei seinen Gesprächen in Bern vor⁹⁸. Noch viel erstaunlicher war, dass auch Mullah Qodratullah Jamal in die Schweiz kam (seine erste und einzige Reise ins christliche Ausland, und dies mit einem gefälschten Pass), um sich hier für den Schutz afghanischer Kulturgüter einzusetzen.

Von Schweizer Seite wurde die Anfrage wohlwollend aufgenommen und vorgeschlagen, die Objekte im renommierten Museum Rietberg in Zürich zu deponieren, das auf asiatische Kunst spezialisiert ist. Um

⁹⁸ NZZ, 10. Nov. 1998: *Afghanistans Präsident Rabbani in Bern.*

die Möglichkeiten abzuklären, kam eine gemeinsame, aus Vertretern der Taleban und der Nordallianz zusammengesetzte Kommission in die Schweiz, besichtigte das Museum Rietberg – entschied sich dann aber doch für die Variante eines eigenen Afghanistan-Museums, das unter meiner Aufsicht stehen sollte. Es war dies eine Frage des persönlichen Vertrauens.

Das Afghanistan-Museum im Exil

Zufälligerweise fand sich ganz in der Nähe des Sitzes der Stiftung BIBLIOTHECA AFGHANICA eine für die Einrichtung des Museums geeignete Liegenschaft, die zu äußerst günstigen Bedingungen aus der Konkursmasse einer Bauunternehmung erworben werden konnte. Der afghanische Architekt Asef Alemyar aus Herat fertigte die notwendigen Umbaupläne ohne Bezahlung an; der Schweizer Ingenieur Jörg Affentranger erstellte unentgeltlich die statischen Berechnungen. Zahlreiche afghanische Asylbewerber leisteten unter der Anleitung des Baumeisters Zemaray Hakimi unbezahlte Frondienstarbeit, und so konnte das Museum am 7. Oktober 2000 mit einer eindrucklichen Veranstaltung eröffnet werden. Wand- und Tischvitrinen in den sieben Ausstellungsräumen waren hauptsächlich mit Gegenständen gefüllt, die meine Frau und ich von unseren Reisen mitgebracht hatten. In einer 160 m² großen Halle konnten Sonderausstellungen gezeigt oder Veranstaltungen und Vorträge organisiert werden.

Dank des unentgeltlichen und selbstlosen Einsatzes aller Beteiligten hatten die gesamten Kosten für Kauf, Umbau und Einrichtung, inbegriffen die Erstellung eines unterirdischen Kulturgüter-Schutzraumes mit 80 cm dicken Betonwänden und Panzertüre, nur gerade sFr. 1.500.000.– betragen. Davon waren je ein Drittel vom Kanton Basellandschaft, von öffentlichen und privaten Institutionen und von den Förderern der Stiftung BIBLIOTHECA AFGHANICA übernommen worden. Die von afghanischer Seite in Aussicht gestellten Beiträge trafen – abgesehen von dem Kommandant Massuds – nur zögernd oder gar nie ein. Deshalb musste auch die Installation einer elektronischen Sicherungsanlage vorerst unterbleiben, die allein über sFr. 300.000.– gekostet hätte.

Nun wäre eigentlich der Zeitpunkt für den Transfer der Objekte aus Kabul gekommen gewesen. Es war vorgesehen, diese mit einem Char-

terflug einzufliegen, der auf dem Hinweg humanitäre Hilfsgüter transportiert hätte. Die Kosten wären von der Schweizer Regierung übernommen worden. Leider hatten sich jedoch inzwischen Juristen Gedanken über die Rechtmäßigkeit des Kulturgütertransfers gemacht. Obwohl dieser sowohl von der international anerkannten afghanischen Regierung als auch vom Taliban-Regime gewünscht wurde, obwohl er unter der Kontrolle der zuständigen schweizerischen Behörden und Stellen durchgeführt und offiziell mit den leitenden Beamten der UNESCO abgesprochen – und von diesen als Pilotprojekt begrüßt worden war – wurden Bedenken laut, das Vorhaben könnte illegal sein. Unter diesen Umständen wollte sich verständlicherweise die Schweizer Regierung nicht mehr für den Transport zur Verfügung stellen.

Da weder die Stiftung BA noch die afghanische Seite über die notwendigen finanziellen Mittel verfügten, blieb mir nichts anderes übrig, als im Dezember 2000 nach Kandahar und Kabul zu reisen und meinen nationalistisch gesonnenen Taliban-Bekanntem mitzuteilen, dass trotz aller Bemühungen die Rettungsaktion nicht durchgeführt werden könne. Dies wurde sehr bedauert, denn die ‚arabischen Freunde‘ ließen sich nicht länger hinhalten.⁹⁹

Wie mir Angestellte des Nationalmuseums später erzählten, wurde Mitte Januar 2001 durch eine Gruppe von Mullahs (Afghanen und Ausländer) damit begonnen, die im Depot bereitgestellten Kisten aufzubrechen, deren Inhalt auszuleeren und sämtliche Objekte, die Lebewesen darstellten, mit Hämmern zu zerschlagen. Das Resultat dieses Vandalenaktes bekam ich jedoch erst ein Jahr später zu sehen.

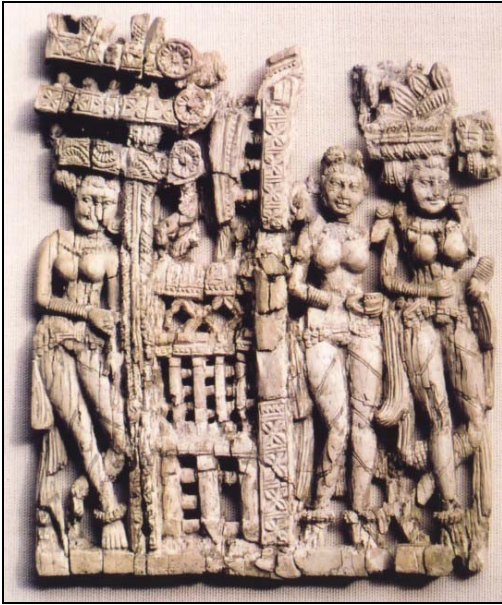
Die eigentliche Zielsetzung des Museums, die Rettung der in Kabul bedrohten Kulturgüter, war damit gescheitert. Zwar hatten afghanische Besucher einzelne wichtige Objekte im Handgepäck mitgebracht, aber diese waren z.T. so wertvoll, dass wir sie nicht ausstellen, sondern umgehend in einem Banktresor einlagern mussten.

⁹⁹ Ich möchte die Gelegenheit benützen, um an dieser Stelle Herrn Dr. Franco Lasagni herzlich zu danken, der mich damals auf dieser heiklen Mission begleitete und die gesamten Reisekosten übernahm.

Glücklicherweise hatten wir schon früh damit begonnen, auch afghanische Kulturgüter, die sich schon im Ausland befanden, zusammenzutragen; zur Hauptsache Objekte, die von Ausländern während ihrer Aufenthalte in Afghanistan gesammelt worden waren. Touristen, Diplomaten, IKRK-Delegierte und mit Afghanen verheiratete Europäerinnen, vor allem aber Deutsche und Schweizer Entwicklungshelfer, sowie Akademiker, die an der Universität Kabul gelehrt hatten, waren es, die sich auf unsere Umfrage meldeten. Sie hatten in den 60er und 70er Jahren mit ihren Familien in Kabul gelebt. Nun kamen sie in ein Alter, wo sie pensioniert wurden, aus ihrem Eigenheim in eine Wohnung oder in ein Altersheim umzogen und wegen Platzmangels oft froh waren, ihre mit vielen schönen Erinnerungen verbundenen ‚Schätze‘ dem Museum im Exil übergeben zu können.



Buddhistisches Schiefer-Relief der Gandhara-Schule©



Elfenbeinschnitzerei aus Bagram©

Manche Spender sandten Pakete mit der Post, andere fuhren mit einem vollgeladenen Auto vor, wieder andere baten darum, die Gegenstände bei ihnen zuhause abzuholen. Besonders wertvolle Stücke kamen aus England und den USA. Einmal erhielten wir ein anonym aufgegebenes Paket aus Hongkong mit zwei erstklassigen Gandhara-Schiefer-Reliefs, ein anderes Mal eine Zigarrenkiste mit zwei Elfenbeinschnitzereien aus Bagram. Einige Objekte waren aus dem afghanischen Nationalmuseum geplündert worden, andere stammten aus Raubgrabungen. Zum Teil waren es aber auch ganz alltägliche Gegenstände, die (früher einmal) in jedem afghanischen Basar zu kaufen gewesen waren.

Gemäss den mit der UNESCO getroffenen Abmachungen war es unserer Stiftung verboten, Kulturgüter auf dem Antiquitätenmarkt käuflich zu erwerben. Sämtliche im Museum im Exil zusammengetragenen Objekte waren deshalb Spenden – Geschenke an das afghanische Volk – die wir treuhänderisch entgegennahmen und Stück für Stück inventarisierten, katalogisierten, fotografierten und dokumentierten, den Spendern schriftlich verdankten, wenn nötig restaurierten und gegen Ungeziefer behandelten, um sie dann entweder im Museum auszustellen oder im Depot einzulagern. In sechs Jahren kamen auf diese Art rund 1.400 Objekte zusammen.

Erforschung der afghanischen Kultur

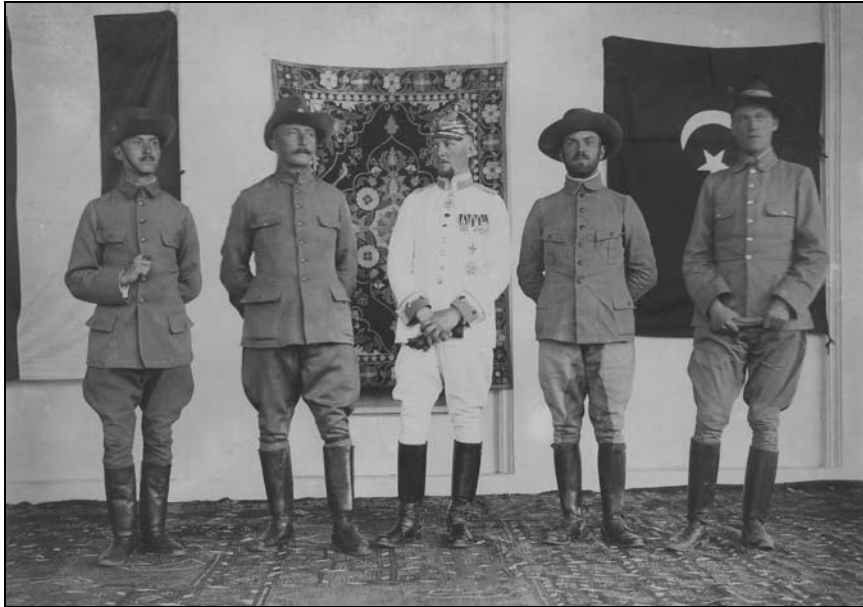
Afghanistan war bis in die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg ein ‚verschlossenes Land‘. Nur wenigen westlichen Abenteurern gelang es im frühen 19. Jh. erste archäologische Forschungen durchzuführen. Sowohl der Kronstädter Apotheker und Arzt Johann Martin Honigberger als auch der britische Deserteur James Lewis, der von 1826 bis 1838 als angeblicher Amerikaner Charles Masson in Afghanistan lebte, hatten es in erster Linie auf antike Münzen und Goldschätze abgesehen. Zu diesem Zweck brachen sie Dutzende von buddhistischen Stupen (Gedenksäulen) auf und plünderten die darin enthaltenen Beigaben¹⁰⁰.

Im Rahmen der beiden anglo-afghanischen Kriege um 1840 und 1880 interessierten sich englische Offiziere und Kriegsberichterstatter – allen voran der Architekt und Kriegs-Berichterstatter William Simpson – für die buddhistischen Kultstätten von Hadda bei Jalalabad und in der Region Kabul¹⁰¹. Manche der damals gesammelten Gandhara-Plastiken finden sich heute im British Museum. Auch durch die ausgedehnten Reisen der *Afghan Boundary Commission*, die um 1885 die Nordgrenze Afghanistans festlegte, wurden buddhistische Klosteranlagen entdeckt. Damals gelangten erstmals realistische Darstellungen und sogar Fotos der Statuen von Bamiyan nach Europa.¹⁰²

¹⁰⁰ H.H. Wilson: *Ariana Antiqua. A descriptive account of the antiquities and coins of Afghanistan: with a memoir on the buildings called Topes, by C. Masson, Esq.* London, 1841

¹⁰¹ Berichte und Zeichnungen von William Simpson erschienen in: *The Illustrated London News*, 1879/1880 und in den *Transactions of the Royal Institute of British Architects*, 1880 ff.

¹⁰² Mehrere Aufsätze in: *Journal of the Royal Asiatic Society*, 1886-87



G. Voigt; K. Wagner; W.O. von Hentig; O. Niedermayer; W. Röhr, Kabul 1916©



König Amanullah (1919-1929)©

Mitten im Ersten Weltkrieg gelang es zwei deutschen Gruppen, der diplomatischen Mission unter Leitung von Legationssekretär Dr. Werner Otto von Hentig und der militärischen Afghanistanexpedition unter Oskar Niedermayer, gemeinsam nach Kabul vorzustoßen. Sie legten nicht nur den Grundstein für die guten deutsch-afghanischen Beziehungen, sondern trugen auch wesentlich dazu bei, dass sich Afghanistan nach Ende des Krieges unter König Amanullah der Welt öffnete. Niedermayer war es auch, der in einem prächtigen Bildband

mit rund 250 großformatigen Fotos erstmals einen umfassenden Eindruck des Landes und seiner Kultur vermittelte.¹⁰³

Bereits 1922 trafen französische Diplomaten ein Abkommen mit der afghanischen Regierung, das ihren Archäologen für 30 Jahre ein Forschungs- und Ausgrabungsmonopol sicherte. Von 1923 an erforschte daraufhin die *Délégation archéologique française en Afghanistan* (DAFA) die wichtigsten Stätten im ganzen Land.¹⁰⁴ Über die Grabungen wurden exzellente Berichte publiziert, und die Hälfte aller Funde gelangte vertragsgemäß in die Depots und Ausstellungsräume des Musée Guimet in Paris. Die andere Hälfte verblieb in Afghanistan. Rasch wurde das afghanische Nationalmuseum zu einem der reichsten Museen Asiens.



Wasserspeier in Form eines Hundekopfes. Gefunden in Ai Khanoum, einer griechischen Stadt in Nord-Afghanistan. Es handelt sich vermutlich um Alexanders des Großen Kampfhund ‚Peritas‘. Das von der DAFA ausgegrabene Objekt wurde aus dem afghanischen Nationalmuseum geplündert und dem Museum im Exil übergeben.©

¹⁰³ Oskar von Niedermayer; Ernst Dietz: *Afghanistan*. Leipzig, 1924

¹⁰⁴ F. Olivier-Utard: *Politique et archéologie – Histoire de la Délégation archéologique française en Afghanistan (1922-1982)*. Paris, 1997

Ab 1953 beteiligten sich auch Archäologen anderer Nationen an der Erforschung der Geschichte des Landes. Unter diesen Umständen wurde die afghanische ‚Kultur‘ fast ausschließlich als die archäologisch fassbare vorislamische Periode Afghanistans gesehen. Deutsche und italienische Wissenschaftler erkannten bald auch die Bedeutung der frühislamischen Epoche in den Gebieten von Ghazni, Herat und Seistan.

Erst in den 60er Jahren erwachte auch das Interesse an der Gegenwartskultur und an ethnographischen Forschungen und Sammlungen. Mit Schweizer Hilfe wurde dem Nationalmuseum ein ethnographischer Flügel angebaut und eingerichtet.¹⁰⁵ Schwerpunkte bildeten einerseits die Kultur Nuristans – des ehemaligen geheimnisvollen Kafiristan, das erst um 1896 islamisiert wurde – und andererseits die Handwerkstechniken in den Basaren. Insbesondere der sehr traditionelle Basar von Tashkurghan/Khulm wurde von mehreren Forschern detailliert untersucht.



Hölzerne Ahnenfiguren aus Kafiristan.

Aufnahme: E. Rybitschka, 1916©

¹⁰⁵ Walter Hugentobler: *Afghanistan – das verlorene Gesicht*. Wetzikon, 2005



Porzellanflicker in Tashkurghan©

Ein Höhepunkt in der Erforschung der afghanischen Kultur – der aber gleichzeitig auch einen Schlussstrich setzte – war die Entdeckung des sagenhaften Goldschatzes von Tilla Tepe bei Sheberghan im Herbst 1978. Eine sowjetisch-afghanische Archäologengruppe entdeckte sechs Gräber mit über 20.000 goldenen Grabbeigaben aus der späten gräko-baktrischen Epoche¹⁰⁶. Nur der Inhalt von fünf der Gräber konnte geborgen werden; für das sechste Grab reichte die Zeit vor dem Wintereinbruch nicht mehr. Im nächsten Frühjahr jedoch hatte der Krieg begonnen, der für die kommenden 25 Jahre jegliche geordnete archäologische Arbeit außerhalb Kabuls verhinderte. Es begann die Zeit der illegalen Raubgrabungen. Bei einer der ersten wurde das sechste Grab von Tilla Tepe geplündert. Die Objekte tauchten im Bazar von Peshawar auf und man glaubte lange, sie seien aus dem afghanischen Nationalmuseum geplündert worden.¹⁰⁷

¹⁰⁶ V.I. Sarianidi: *Baktrisches Gold – aus den Ausgrabungen der Nekropole von Tilla-Tepe in Nordafghanistan*. Leningrad, 1985

¹⁰⁷ Nancy Hatch Dupree: *Museum under siege*. in: *Archaeology*, March/April 1996, p. 42-51

Zerstörung von Kulturgütern in Afghanistan

Der 11. September 2001 stellte für Afghanistan einen Wendepunkt dar. In New York wurde wiederholt, was Ende Februar in Bamiyan mit der Zerstörung der beiden weltweit größten stehenden Buddhastatuen geprobt worden war. In beiden Fällen sollte der Stolz einer Nation getroffen werden. Ein wesentlicher Unterschied bestand jedoch darin: die Zerstörung der Buddhas lösten nur weltweite Proteste aus, das Geschehen in New York führte zur militärischen Vertreibung der Al Qaeda und ihrer Gastgeber aus Afghanistan.

Uns interessiert im Rahmen dieses Beitrages jedoch nur die Zerstörung der Buddhastatuen. Über die Hintergründe und den genauen Hergang existieren verschiedene Versionen. Eine von mehreren unabhängigen Zeugen bestätigte Version ist, dass der Druck der ‚arabischen Freunde‘ auf Mullah Omar so stark wurde, dass er sein Dekret vom Juli 1999 widerrufen musste und den Auftrag erteilte, die Statuen zu zerstören. Die in Bamiyan stationierten Taleban-Soldaten weigerten sich jedoch zunächst, der Aufforderung nachzukommen. Erst nach Langem gingen sie daran, die Statuen mit den Kanonen ihrer Panzer zu beschießen – ohne dadurch jedoch großen Schaden anzurichten. Gemäß den Aussagen der Bewohner von Bamiyan und den Dokumentaraufnahmen von Taysir Alony, einem Reporter des Fernseh-Senders Al Jazira, die im Film ‚The Giant Buddhas‘ gezeigt werden, wurden daraufhin unter größten Schwierigkeiten ausländische Fanatiker nach Bamiyan gebracht. Im tiefen Winter, über verschneite und vereiste Passstraßen, erreichten sie erst nach mehreren Tagen ihr Ziel und begannen dann unter der Anleitung pakistanischer und tschetschenischer Experten mit der Sprengung der Statuen. Es sollen Dutzende von Sprengungen für die vollständige Zerstörung notwendig gewesen sein. Dies erklärt auch, weshalb von der Ankündigung der Aktion bis zu deren Abschluss mehrere Wochen vergingen, in denen weltweite Proteste aufflammten.

Nicht nur im Ausland, sondern auch in Afghanistan stellte die Sprengung der Statuen einen Wendepunkt dar. Mullah Omar verlor durch den Widerruf seines Dekrets das Gesicht, und die Taleban büßten bei der Bevölkerung viel von ihrem Ansehen ein, nachdem es ihnen nicht möglich gewesen war, die wichtigsten afghanischen Kulturgüter zu schützen.

Unmittelbar nach der Vertreibung der Taliban reiste ich im Dezember 2001 mit finanzieller Unterstützung der UNESCO nach Afghanistan, um noch vor den ersten Schneefällen die Trümmer der Statuen in Bamiyan zu schützen und erste Rettungsmaßnahmen im Nationalmuseum zu besprechen. Nur unter größten Schwierigkeiten gelang es mir und meinen afghanischen Begleitern – mit einer schweren Rolle beschichteter Fallschirmseide auf dem Rücken – zusammen mit einer Gruppe heimkehrender Flüchtlinge illegal über die iranisch-afghanische Grenze zu kommen. Dank guter Beziehungen zu Ismaël Khan, dem Gouverneur von Herat, durften wir am 22. Dezember mit ihm zusammen einen Sonderflug nach Kabul benützen. Von dort aus fuhren wir mit einem gemieteten Auto durch die vom Krieg völlig verwüstete Landschaft nach Bamiyan.

In einem Schneideratelier ließen wir die drei Meter breiten Bahnen der Fallschirmseide zu großen Planen zusammennähen. Mit diesen verpackten wir die größeren Trümmer der Statue, die außerhalb der Nische lagen. Mit der größten Plane von 25 x 9 m deckten wir dann die ganze Breite der Nische ab und beschwerten die Ränder mit Steinen. Wir kamen uns vor wie der berühmte Verpackungskünstler Christo – nur hatte unsere Arbeit einen konkreten Zweck und Nutzen.

Leider musste ich feststellen, dass die Sanierungsarbeiten an den Entwässerungsgräben, die ich 1998 durchführen ließ, gegenstandslos geworden waren: Es gab in den Nischen keine Wandmalereien mehr, die geschützt werden mussten. Sie waren alle durch die Sprengungen zerstört worden.



Verpackung der Trümmer der Grossen Buddha Statue©

Zurück in Kabul konnte ich mich um die im Nationalmuseum angeordneten Schäden kümmern. Besonders schlimm hatten die Bilderstürmer in den Depoträumen im Erdgeschoss des Kulturministeriums gewütet. Nachdem die versiegelten Türen für mich geöffnet worden waren, kam ich mir vor wie Howard Carter bei seinem ersten Blick in die von Plünderern heimgesuchte Grabkammer Tut Ench Amuns. Ein wirres Durcheinander von aufgebrochenen Kisten, Verpackungsmaterial und Trümmern, zerstörten Gemälden und zerhackten Holz-Plastiken aus Kafiristan zeigte sich im trüben Licht einzelner nackter Glühbirnen. Hinter einer Abschränkung lag ein Berg von ca. 12 m³ Stuck- und Schieferbruchstücken. Hier hatten die Fanatiker mit Hämmern buddhistische Gandhara-Bildwerke zerschlagen.



Blick in das Depot des afghanischen Nationalmuseums©

Während ca. drei Wochen seien sieben bis zehn Männer unter der persönlichen Anleitung von Kulturminister Qodratullah Jamal und Gouverneur Mullah Hasan, der extra aus Kandahar gekommen war, Tag für Tag an der Zerstörungsarbeit gewesen, die sie nur für Gebete und Teepausen unterbrochen hätten. Der Befehl soll von einer ausländischen Macht gekommen sein, wobei nicht klar ist, ob es sich dabei um Pakistani oder saudische Wahabi handelt. Die Arbeit wurde aber von 'pflichtbewussten' Afghanen durchgeführt.

Schade, dass die Juristen dies nicht sehen konnten, die ein Jahr zuvor mit ihren legalistischen Bedenken die Sicherstellung dieser Kulturgüter verhindert hatten. Der angerichtete Schaden zeigte, wie wichtig und richtig der Wunsch der Afghanen gewesen war, ein ‚Museum im Exil‘ im sicheren Ausland zu haben.

Im Herbst 2006, fünf Jahre nach dem Sturz des Taleban-Regimes und der Vertreibung von Osama ben Ladens Al Qaeeda, sind in Kabul die Voraussetzungen für eine Rückführung der im Ausland in Sicherheit gebrachten Kulturgüter gegeben. Das Nationalmuseum wurde renoviert, das Personal geschult, neue Vitrinen und Beleuchtungseinrichtungen sind geliefert worden. Auf Antrag der afghanischen Regierung hat die UNESCO in Paris deshalb ‚grünes Licht‘ für die Heimschaffung gegeben, und damit auch die Verantwortung für die Sicherheit der repatriierten Objekte übernommen.¹⁰⁸

Waren wir zunächst tief enttäuscht vom Scheitern des Versuchs zur Rettung der wertvollen buddhistischen Objekte aus der Gandhara-Epoche, so zeigt sich heute jedoch, dass die im ‚Afghanistan-Museum im Exil‘ zusammengetragenen ‚modernen‘ Kulturgüter für den Wiederaufbau des afghanischen Staates und des Selbstbewusstseins seiner Bevölkerung eine ungleich größere Bedeutung haben. In Afghanistan leben seit vielen Jahrhunderten keine Buddhisten mehr – es ist seit bald tausend Jahren ein rein islamisches Land.

Im Verlauf der 30-jährigen Kriegswirren wurden die traditionellen Lebensbedingungen, die Umwelt und die soziale Struktur des afghanischen Volkes weitgehend zerstört. Die Kinder kennen die ‚guten alten Zeiten‘ nur aus den Erzählungen ihrer Eltern und Großeltern und haben keine Vorstellung von damals verwendeten Materialien, Geräten und Techniken.

So kann denn heute eine einfache Kinderwiege, wie sie früher in jedem Haushalt zu finden war, größere Bedeutung für afghanische Museumsbesucher haben, als die wertvollste buddhistische Statue. Auch für unser (westliches) Verständnis afghanischer Lebensweise und Wertvorstellungen ist nicht die gloriose Vergangenheit, sondern die

¹⁰⁸ Im März 2007 wurden die Kulturgüter mit Hilfe der Bundeswehr auf dem Luftweg aus der Schweiz nach Afghanistan zurückgeführt.

Fähigkeit der heute lebenden Afghanen zur Anpassung an die zumeist kargen Gegebenheiten des täglichen Lebens von Bedeutung.

Die Rückführung der gesammelten und bewahrten Kulturgüter ist ein wichtiger Beitrag dazu, den einst sprichwörtlichen Stolz der Afghanen wieder zu beleben und damit dem afghanischen Volk eine selbstbewusste, traditionellen Werten verpflichtete Zukunft zu sichern: Eine Zukunft frei von den Einflüssen mächtiger Nachbarstaaten, frei von der wohlmeinenden Abhängigkeit von ausländischen Hilfsorganisationen, frei von der Willkür der Kriegsherren und Drogenbarone und damit auch frei von Not und Elend.

Afghanistan und wir – einige interkulturelle Aspekte –

Joachim Engel

Schlechte Nachrichten bestimmen unsere Vorstellungen von Afghanistan. Mögen diese Nachrichten auch zutreffend sein, so sind sie doch nur ein kleiner Teil dessen, was es über Afghanistan zu berichten gibt. Ziehen wir also in Betracht, dass unser Afghanistanbild unzutreffend ist, dass es zumindest lückenhaft und zum Teil gar von Stereotypen und Vorurteilen geprägt ist. Dass es sich um einen uns fremden Kulturkreis handelt, macht es noch schwieriger, die Wertvorstellungen, Bedürfnisse, Antriebe und Verhaltensweisen der Menschen zu verstehen und sich in ihre Lage hineindenken zu können. Zumal kann man jedes Ding von mindestens zwei Seiten aus betrachten. Hier sollen anhand einiger Beispiele Sichtweisen von Menschen in Afghanistan aufgezeigt werden.

Wie stellen sich gegenwärtige militärische und zivile Operationen in Afghanistan unter dem Aspekt gegenseitiger Wahrnehmung dar ?

Aus Sicht der internationalen Gemeinschaft hat man nur die besten Absichten:

Demokratie – mündige Bürger, Freiheit; Parlamentswahlen – Partizipation; Gender – Gleichberechtigung der Geschlechter; Kampf gegen den internationalen Terrorismus – Ende der Gewalt; Menschenrechte.

Aus Sicht der afghanischen Bevölkerung (zumindest teilweise):

Demokratie – stellt die Rolle des Islam in Frage; Parlamentswahlen – stellen ein über Jahrhunderte gewachsenes Machtgefüge in Frage; Gender – stellt die Gesellschaftsordnung in Frage; Kampf gegen den internationalen Terrorismus – Fortsetzung des Krieges mit neuen Akteuren, diesmal schon wieder Ausländer. Menschenrechte: zu diesem Begriff werden uns im „Westen“, in der islamischen Welt und im buddhistisch – hinduistischen Raum verschiedene Bedeutungen begegnen.

Wir wollen anderen Menschen unsere Wertvorstellungen nicht aufzwingen, wir können sie nur überzeugen, indem wir unsere Wertvorstellungen vorleben. Von einem glaubwürdigen Beispiel hängt es auch ab, ob es uns gelingen kann, mit den Menschen vertrauensvoll zusammenzuarbeiten. Unsere Glaubwürdigkeit hat aber gelitten:

Schädelaffäre: westliche Wertegemeinschaft? Restaurants für „Westler“ in Kabul mit Alkoholausschank: Soll Alkohol die Alternative zu und Schlafmohnanbau sein? Guantanamo: Menschenrechte? In Afghanistan sind wir nicht nur einfach Ausländer, sondern Repräsentanten unseres Werteverständnisses, als solche werden wir kritisch beobachtet. Unsere Wertevorstellungen behalten auch jenseits der Grenzen unserer Länder Verbindlichkeit für uns. Das gilt insbesondere für unsere Soldaten, die unserer Verfassung - und dem darin enthaltenen Werteverständnis und Wertebekenntnis – in ganz besonderer Art verpflichtet sind, bis hin zum Einsatz des eigenen Lebens. Wer diese Werte nicht teilt, der kann sie nicht verteidigen.

Wir haben demnach nicht nur zu bedenken, *was* wir tun, sondern umso mehr auch *wie* wir etwas tun.

Es gilt den Anschein zu vermeiden, wir wollten *alles und jedes* ändern und ein anderes Volk, einen anderen Staat dabei bevormunden. Die Afghanen möchten ihre „Ehre“ – ihr Selbstwertgefühl – geachtet sehen. (s. dazu auch Conrad Schetter, in *inamo*, Heft 46, 2006, S.36 f.) Wie kann man heute noch von Ehre sprechen? Ist das nicht etwas archaisches, etwas patriarchalisches? Für uns hat heute der Begriff der Ehre wohl oft negative Konnotationen, wir denken an Ehrenhändel, Ehrenmorde. Das ist eben unsere „westliche“ Sichtweise. Wenn ein Afghane zum Beispiel den Begriff Ehre gebraucht, sollten wir das zunächst einfach so zur Kenntnis nehmen, ohne unserem Gegenüber irgend eine bestimmte Gesinnung zu unterstellen. „Was haben die denn nur dauernd mit ihrer Ehre?“ Was bleibt denn einem Menschen in einem der ärmsten Länder der Welt, wenn er sonst nichts hat? Er wird zumindest die Erwartung haben, dass seine Ehre, das heißt seine Menschenwürde und seine Wertvorstellungen geachtet werden und dass er nicht entmündigt wird, weil er nicht reich oder gebildet ist, sondern dass er gefragt wird, welche Veränderungen auf welche Art und Weise in seinem Land vonstatten gehen sollen.

Man erwartet von uns Beratung und Hilfestellung, um einen *eigenen* Weg zu einer Friedensordnung zu finden, nicht mehr und nicht weniger. Wir sind deshalb erstens gehalten, immer wieder zu erklären, was wir dort eigentlich tun und zweitens jeden kleinen Fortschritt zu honorieren. Hierzu müssen nicht immer wortreiche Statements oder finanzielle Donationen in Betracht gezogen werden, vielmehr kommt es hier auf symbolische Handlungen an. Ein Beispiel: wenn deutsche Parlamentarier das Land bereisen, dann sollten sie dort nicht nur deutschen Soldaten begegnen, sondern auch afghanischen Parlamentariern. Damit honoriert man den Umstand, dass erfolgreich Wahlen durchgeführt wurden, man zeigt Respekt vor der „Ehre“ der Afghanen, und man könnte in einer gemeinsamen, öffentlichkeitswirksamen Erklärung den Auftrag der deutschen Soldaten und zivilen Hilfskräfte bestätigen und bekräftigen.

Bei allen geplanten Hilfsmaßnahmen, die natürlich voller guter Absichten stecken, dürfen wir zweierlei nicht vergessen:

- Wenn etwas – noch – nicht funktioniert, dann liegt der Grund hierfür nicht immer nur in anderen Wertvorstellungen, Religionen oder Ideologien, sondern vielleicht ganz schlicht in den derzeit herrschenden Lebensbedingungen. *Wir müssen immer die tatsächlichen Lebensverhältnisse und das derzeit Machbare und Notwendige im Auge behalten.*
- Veränderungen einer Gesellschaft, die auch deren traditionelles Gefüge betreffen, brauchen sehr viel Zeit. *Wir müssen Geduld mit den Menschen haben und dürfen sie nicht überfordern.*

Nun einige Beispiele:

ISAF – Hilfe und Zusammenarbeit

ISAF ist auch Arbeitgeber für viele afghanische Angestellte, Arbeiter, Sprachmittler, etc.. Das ist grundsätzlich positiv.

Nun kommt es vor, dass Arbeiter entlassen werden, weil die Arbeit getan ist. Die Aufbauarbeiten auch für das größte Feldlager sind irgendwann erledigt. Anschließend wird ein großer Teil der Arbeitskräfte nicht mehr benötigt. Ein Ende der Arbeiten ist natürlich absehbar, deshalb wäre es angebracht, schon rechtzeitig vorher Gespräche mit zivilen Organisationen, mit denen man ohnehin in Verbindung

steht, zu führen, mit dem Ziel, für diese Leute eine Weiterbeschäftigung zu erreichen. So kann man soziale Unruhe und Unmut gegenüber der Truppe vermeiden, wenn Entlassungen größeren Ausmaßes anstehen.

Oft sind unter den Angestellten auch Hochqualifizierte: z.B. ein Hochschullehrer, der als Sprachmittler oder Fahrer für ISAF oder eine NGO arbeitet, weil er hier besser verdient. Der Professor fehlt aber nun an seinem originären Arbeitsplatz (ein „Binnen“-brain-drain: Eliten werden innerhalb ihres Landes von ihren originären Tätigkeitsfeldern abgezogen). Ziel muss es sein, dass der Professor in der Universität arbeitet, damit dort der Lehrbetrieb gewährleistet werden kann und die Differenz zwischen seinem staatlichen Gehalt und seinem Verdienst bei ISAF / der NGO ausgeglichen wird, etwa im Rahmen der Entwicklungszusammenarbeit.

Gewalt

Gewalt in Afghanistan

- im Kampf der Mudschahedin gegen die Sowjetarmee
- im Bürgerkrieg
- im Rahmen der derzeitigen Eskalation

hat teilweise die gleichen Ursachen.

Als klassische Konfliktauslöser kann man „sar, zan, zamin“ bezeichnen (die Begriffe sind hier in Farsi wiedergegeben): sar = Kopf, zan = Frau, zamin = Land, Boden.

Diese Begriffe sind im Zusammenhang mit dem Begriff „namus“ zu sehen: namus bezeichnet einerseits den weiblichen Teil der Familie, andererseits wird darunter auch weitergefasst verstanden Keuschheit, Gewissen, Grundprinzipien, Gesetz, Ehre, Ruf, Würde, Moral; der Paschtune (größte Bevölkerungsgruppe Afghanistans) ist aufgefordert, zur Verteidigung von Grund und Boden, seiner Heimat, sowie zur Verteidigung der Frauen und Schwachen zu kämpfen (Willi Steul, Paschtunwali, 1981, S. 242).

Im einzelnen betrachtet steht dabei „sar“ für die körperliche und immaterielle Unantastbarkeit des Individuums und des Gemeinwesens. „Zan“ meint nicht nur Handlungen gegen die Person oder die geschlechtliche Ehre der Frau, sondern zum Beispiel auch unsittliches

Betragen in Gegenwart einer Frau. „Zamin“ schließlich umfasst die Nutzungs-, Eigentums- und Verfügungsrechte des Einzelnen wie auch des Gemeinwesens an Sachen, sowie auch Ansprüche auf Frauen (Steul, aaO., S. 216 ff.). Eine Entscheidung über eine Eheschließung ist beispielsweise in der Regel nicht den beiden Ehepartnern überlassen, zumindest nicht der Frau, sondern wird unter den Familienoberhäuptern abgesprochen. Wir haben es hier also mit einem sehr weit gefassten Ehrbegriff zu tun, der mit zahlreichen Normen des gesellschaftlichen Lebens unmittelbar verknüpft ist. Wenn hier nun Reformen beabsichtigt sind, dann haben diese aus afghanischer Sicht meistens weitreichendere Auswirkungen, als man aus unserer Sicht zunächst vermuten würde.

Eine Gleichberechtigung der Geschlechter nach westlichem Verständnis betrifft somit nicht nur einige geringfügige Modifikationen des Rollenverständnisses, sondern verlangt eine Veränderung der Gesellschaftsordnung und schließlich des Selbstverständnisses der Menschen.

Schon vor dem Sturz von Zahir Schah, 1973, also deutlich vor dem Einmarsch der Sowjetarmee in Afghanistan, Weihnachten 1979, waren religiös und traditionell motivierte Oppositionsgruppen entstanden. Diese reagierten auf stattfindende oder beabsichtigte Reformen, die tiefe Veränderungen in der afghanischen Gesellschaft in kurzer Zeit bewirken sollten.

Auch heute stehen zahlreiche Reformvorhaben an, diese dürfen nicht darauf abzielen, die Menschen völlig aus ihren Wertvorstellungen und Traditionen zu entwurzeln.

Eskalation der Gewalt seit 2006

Eine Ursache für die derzeitige Eskalation ist die viel zu spät erfolgte räumliche Ausweitung des ISAF – Mandates. Die Masse der Bevölkerung hat bis dato eben nicht ISAF (Hilfe und Zusammenarbeit) kennengelernt, sondern die Operation Enduring Freedom (OEF), also Krieg. Damit war für die Masse der Bevölkerung keine Verbesserung der Situation eingetreten, lebensnotwendige Belange wie Ernährung und persönliche Sicherheit blieben unmittelbar bedroht. Den von ISAF und OEF produzierten Karten zur Sicherheitslage in Afghanis-

tan ist tatsächlich nur zu entnehmen, wo die Teilnehmer der ISAF oder OEF-Missionen sich sicher oder unsicher fühlen. Nun ist deren Sicherheitsempfinden nicht immer identisch mit dem der Bevölkerung. Aus der Perspektive der Bevölkerung sähen die Karten teilweise ganz anders aus, insbesondere OEF wird als Bedrohung empfunden. „In Afghanistan wurden im vergangenen Jahr etwa 1000 Zivilisten getötet, die höchste Zahl seit der Vertreibung der radikal-islamistischen Taliban 2001. Viele der Opfer kamen bei bewaffneten Auseinandersetzungen der Schutztruppe mit Rebellen ums Leben, andere starben bei Razzien auf ihre Häuser. In anderen Fällen wurden Afghanen von ISAF-Soldaten erschossen, die sie irrtümlich für Selbstmordattentäter hielten.“ (So berichtet „Der Standard“ in einem Artikel vom 3. Januar 2007 , <http://derstandard.at/?url=/?id=1727801>) Die sogenannten „Kollateralschäden“ untergraben die Autorität des Präsidenten, Hamid Karzai, und die Akzeptanz des Auftrages auch der ISAF-Truppe.

Im Süden und Südosten sind mittlerweile auch ISAF – Soldaten in Kampfhandlungen verwickelt. Für die meisten Menschen in Afghanistan – und wohl auch in Deutschland – ist zur Zeit die Trennungslinie zwischen ISAF (International Security Assistance Force) und der Operation Enduring Freedom (OEF) nicht klar wahrnehmbar. Wer arbeitet noch kontinuierlich und ausschließlich am Wiederaufbau und wer führt Krieg ? Diese Unschärfe gefährdet nicht nur die Sicherheit der dort eingesetzten Soldaten, sondern auch die der zivilen ausländischen Hilfskräfte. Das beste Mittel, um mehr Sicherheit in Afghanistan zu gewährleisten, ist die Stärkung des Gewaltmonopols des Staates. Dazu bedarf es einer gut ausgebildeten, zahlenmäßig starken und vor allem präsenten Polizei und Armee. Polizei und Armee müssen gut ausgebildet und dann auch gut bezahlt werden, um vor Korruption gefeit zu sein. Es nützt nichts, Gelder lediglich zu bewilligen, Gelder und Ausbilder hierfür müssen auch zügig bereitgestellt werden.

Die Bevölkerung Afghanistans wartet auf ein Signal: „Der Krieg nimmt ein Ende!“ OEF muss so schnell wie möglich zugunsten einer intensiveren Kooperation mit afghanischen Sicherheitskräften eingestellt werden.

Bundeswehr auch im Süden?

Ein vernünftiger Grund für solch einen Einsatz kann allenfalls in einem Akt der Solidarität mit unseren Alliierten dort gesehen werden. Der Preis dafür wird eine Zunahme der Gewalt im Norden sein. Ein Einsatz der Bundeswehr im Süden wird nicht unmittelbar dazu führen, dass es im Süden ruhiger wird, sondern dazu, dass es im Norden unruhiger wird, wenn ein solcher Einsatz unter den bisherigen Bedingungen stattfinden sollte. Solidarität mit unseren Alliierten ist eine selbstverständliche Notwendigkeit, aber auch hier ist das Wie zu bedenken. Wen sollen die Reden vom Schutz durch Aufklärung beeindrucken? Der als Schutz angepriesene und im April 2007 gestartete Einsatz von Bundeswehr - Tornados zu Aufklärungsflügen wird selbst zum Anlass einer Gefährdung werden. Es bleibt dabei zu hoffen, dass der zusätzliche „Schutz“ die zusätzliche Gefährdung kompensieren wird.

Aus Sicht der Bevölkerung:

Ein Einsatz der Bundeswehr im Süden und Südosten wäre an sich vielleicht gar nicht so problematisch; aber:

- Ein Hauptgrund für die zunehmende Gewalt in diesem Bereich ist die derzeitige militärische Strategie und Taktik. Solange hier der Schwerpunkt der Aktivitäten darin besteht, den Feind zu vernichten und nicht die Feindschaft, wird es keine Verbesserung geben.
- OEF / ISAF wird als Aggressor wahrgenommen: „Wenn es eine Frühjahrsoffensive gibt, dann muss es unsere Offensive sein.“ (US – Außenministerin Rice, s. Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 27. Januar 2007, Seite 1).
- Dort ist nicht der originäre Verantwortungsbereich „der Deutschen“, die deshalb als Vollstrecker einer US - Kampfführung angesehen würden.
- Erfahrungen aus der Zeit der Besetzung durch die Sowjet – Armee: erst kamen die Aufklärungsjets und anschließend haben die Hubschrauber das Dorf zerbombt. Auch hier wird sich der Eindruck eines Zusammenhanges (ob existent oder nicht) zwischen ISAF – Aufklärungsflügen und OEF – Kampfhandlungen aufdrängen.

Gender

Die Gleichberechtigung der Geschlechter ist wünschenswert und notwendig, braucht zur Verwirklichung aber viel Zeit. Welche Rolle Frauen innerhalb einer Gesellschaft spielen, das betrifft die gesamte Gesellschaft und nicht nur die Frauen. Wenn das eine Binsenweisheit ist, dann muss sie auch praktische Konsequenzen haben. Die Frauen werden leicht für eine stärkere Anteilnahme am öffentlichen Leben zu begeistern sein. Wir dürfen aber in unserem Engagement für die Frauen die Männer nicht vergessen. Auch die Männer müssen auf eine sich ändernde Rolle der Frauen vorbereitet werden, da sie schließlich das neue Rollenverständnis der Frauen mittragen müssen.

Von den Menschen in zu kurzer Zeit zu viel zu verlangen, hieße bewusst einen Konflikt auszulösen und damit auch die Akzeptanz anderer Maßnahmen zu verspielen.

Schule

Warum gehen immer noch nicht alle Kinder in die Schule ? Weil die Eltern das nicht wollen ? Auch das gibt es, aber wir dürfen hier nicht vorschnell urteilen, sondern müssen bei einem Blick von außen auf Afghanistan immer auch die tatsächlichen Lebensbedingungen ansehen. Afghanistan ist weltweit dasjenige Land mit den meisten Kriegswitwen und –waisen. So manch kleiner Junge geht hier eben nicht zur Schule, sondern irgend einer Arbeit nach, um die Existenz der Familie mit abzusichern. In Afghanistan geht es heute noch den meisten Menschen ums Überleben und noch nicht um Wohlstand.

Aber wird nicht gerade die Schulbildung für Frauen noch gezielt verhindert? Nicht immer, ein Beispiel: wenn eine junge Frau mit vielleicht dreizehn Jahren verheiratet wird und bis dahin noch nicht die Schule besucht hat, dann wird sie sich nun in der Familie ihres Mannes im Haushalt engagieren müssen. Dann wird sie mit vierzehn ihr erstes Kind zur Welt bringen und wenn sie das überlebt – jede zehnte Frau stirbt hier bei der Geburt eines Kindes -, dann wird sie noch weitere Kinder haben. Möglicherweise wird sie mit neunzehn Witwe sein, da die durchschnittliche Lebenserwartung für Männer deutlich unter fünfzig Jahre liegt, nun ist sie allein für das Überleben der Familie verantwortlich. Wann sollte sie dann in die Schule gehen?

Verfassung und Islam

Ist es ein Rückschritt oder sonst ein Problem, dass Artikel 3 der Verfassung Afghanistans verlangt, dass zu erlassende Gesetze dem Islam nicht widersprechen dürfen?

De facto gibt es in Afghanistan drei anerkannte Rechtsordnungen: das vom Parlament gesetzte Recht, das religiöse Recht des Islam (schari'a) und das Gewohnheitsrecht der Paschtunen (Paschtunwali).

In der Vergangenheit hat es sich bereits gezeigt, dass zentralstaatliche Interessen sich nur im Rahmen des islamischen Rechts haben durchsetzen lassen (Tabibi, 1980, S. 236 ff.). Artikel 3 der afghanischen Verfassung bietet also zunächst noch nicht ein Einfallstor für extremistische religiöse Strömungen, sondern kann die Akzeptanz des vom Parlament erlassenen weltlichen Rechts fördern. Der Islam ist ein integrativer Faktor der afghanischen Nation. Der Artikel an sich bedeutet noch keine Gefahr für einen Demokratisierungsprozess. In Anbetracht der jüngsten Vergangenheit und der derzeitigen Situation besteht allerdings die Gefahr des Missbrauchs. Immerhin sitzen auch einige religiöse Fundamentalisten im Parlament. Es gilt daher, die Akteure und ihre Intentionen im Auge zu behalten.

Notwendige Konsequenzen

- Beim Wiederaufbau: wenn möglich, Vermeidung klassischer Konfliktauslöser, zumindest sehr behutsames, geduldiges und kooperatives, partnerschaftliches Vorgehen.
- IOs, GOs und NGOs beschließen in Anbetracht der besonderen Situation ein gemeinsames Grundsatzdokument zu ihrer Einsatzethik und Mindeststandards einer respektvollen und effizienten Hilfeleistung für die Bevölkerung.
- Geduld mit den Menschen und gesellschaftlichen Veränderungen aber zügige Freigabe von Finanzmitteln zur Stärkung staatlicher Strukturen.
- Alle Aufbau- und humanitären Maßnahmen nur mit unmittelbarer Einbeziehung der Regierung und lokaler Strukturen.

- Möglichst weitreichende Beschäftigung örtlicher Bevölkerung bei allen Aufbaumaßnahmen, Einsatz ausländischer Firmen und Arbeitskräfte nur soviel wie unbedingt nötig.
- Mehr Rücksicht auf die „Ehre“, das Selbstwertgefühl, der Afghanen.
- In Deutschland lebende Afghanen sollten verstärkt für eine Kooperation gewonnen werden. Ausbildung statt Abschiebung, anschließend Einbindung in Projekte der Entwicklungszusammenarbeit in Afghanistan.
- Eine neue Strategie zugunsten eines stärkeren Engagements auf diplomatischer Ebene. Verhandlungen mit *allen* Akteuren.
- Weitere, intensive Förderung der Entwicklungszusammenarbeit.
- Fünf Jahre Krieg sind genug. OEF wird in Afghanistan eingestellt. Geben wir den Afghanen das Signal, dass wir bereit sind, den Krieg zu beenden.
- Klare Trennung zwischen ISAF und OEF bis zur baldigen Beendigung von OEF.
- Intensivere koordinierte Bemühungen für eine Friedensordnung auf allen formellen und informellen Führungsebenen, von der Regierung über den Gouverneur bis auf Dorfebene.
- Förderung der Akzeptanz der Regierung. Der Regierung wird ein Sonderfinanzfonds zur Verfügung gestellt, der in Notfällen eine schnelle, gezielte und effektive Hilfe für die Bevölkerung ermöglicht, z.B. bei Naturkatastrophen (Dürre, etc.), für Aufbau- und humanitäre Hilfe, zur Unterstützung von Familien unschuldig getöteter Zivilisten.

Der Einsatz ist und bleibt sinnvoll, es bedarf aber größerer Empathie.

Literatur

Rice, Condoleezza, Frankfurter Allgemeine Zeitung, 27. Januar 2007;

Schetter, Conrad, in: *inamo*, S. 36 f., Was läuft falsch in Afghanistan?, Heft 46, 2006;

Der Standard, <http://derstandard.at/?url=/?id=1727801>, Artikel: „1000 Zivilisten im vergangenen Jahr getötet“, 03. Januar 2007;

Steul, Willi, Paschtunwali, Wiesbaden, 1981;

Tabibi, Latif, in: Revolution in Iran und Afghanistan, Berliner Institut für vergleichende Sozialforschung (Hg.), Berlin 1980;

Sicherheit für Menschen in Afghanistan und die Sicherheit der Bundeswehr: Hier gilt die StVO*

Monika Lanik

Anfang Januar 2007 haben Soldaten der Internationalen Schutztruppe ISAF in der südostafghanischen Provinz Paktika einen einheimischen Mitarbeiter erschossen, weil sie ihn für einen potenziellen Attentäter hielten. Die ISAF teilte mit, ein Konvoi der Schutztruppe sei auf dem Rückweg zur Basis gewesen, als das Auto des Afghanen schnell auf die Militärfahrzeuge zugefahren sei. Der Wagen habe trotz eines Warnschusses nicht angehalten. Der folgende Schuss habe den Zivilisten, der auf dem ISAF-Stützpunkt im Distrikt Orgun gearbeitet habe, getötet. Soldaten der NATO-geführten ISAF eröffnen aus Angst vor möglichen Attentaten immer wieder das Feuer auf afghanische Zivilisten. Schilder auf ISAF-Fahrzeugen fordern Afghanen seit einiger Zeit dazu auf, Abstand zu halten. Unter der Bevölkerung sorgen die zivilen Opfer für wachsenden Unmut.

Mit dem Sturz des Taliban-Regimes Ende 2001 und der amerikanisch geführten militärischen Intervention hatte die internationale Staatengemeinschaft in der afghanischen Bevölkerung große Erwartungen geweckt. Nach über fünf Jahren großer militärischer, humanitärer und finanzieller Anstrengungen sind viele dieser Erwartungen unerfüllt. Weder ist es gelungen, die Sicherheitslage in allen Landesteilen nachhaltig zu verbessern, noch entwickelt sich die Wirtschaft in eine stabile Richtung. Der Aufbau von rechtsstaatlichen Strukturen und entsprechenden Sicherheitsapparaten macht kaum Fortschritte und vermag es bislang nicht, ohne ausländische Hilfe Ordnung und wirtschaftlichen Wohlstand zu gewährleisten. Verstärkt durch die weit verbreitete Korruptionsanfälligkeit sowohl auf Distrikt-, als auch auf Provinz- und Regierungsebene wächst das Misstrauen der Bevölkerung gegen die Regierung in Kabul und gegen die internationale Gemeinschaft. Massendemonstrationen und Ausschreitungen mit gewaltsamen Übergriffen gegen die afghanische Regierung sind der Ausdruck allgemeiner Unzufriedenheit und der angespannten Lage inner-

* Straßenverkehrsordnung

halb der Bevölkerung. Mangels Alternativen sind viele Afghanen in die lukrative Wertschöpfungskette der Drogenwirtschaft oder anderer Bereiche der organisierten Kriminalität eingebunden oder sie stehen als bewaffnete Milizen nach wie vor in den Diensten der regionalen Machthaber (vgl. Maaß).

Mit der Durchführung von Anti-Drogenoperationen und Programmen zur Entwaffnung illegal bewaffneter Gruppen verschärft sich die schwierige Beziehung zwischen direkt und indirekt betroffenen Teilen der Bevölkerung und den internationalen Truppen zusätzlich. Seit 2006 ist es vor allem im Süden des Landes zu Kampfhandlungen mit erheblichen Opfern gekommen. In diesen paschtunischen Gebieten ist dadurch die Legitimation des Präsidenten Karzai (der selbst Paschtune ist) vollends in Frage gestellt. Aber auch in den übrigen Landesteilen führt die beschriebene wirtschaftliche Stagnation zu großem Unmut, der sich letztendlich, personalisiert wie die Politik in Afghanistan ist, gegen den Präsidenten richtet. Diese Mischung aus sozialer Unzufriedenheit, Existenzängsten und nicht erfüllten Erwartungen nützen oppositionelle Kräfte zunehmend für sich aus, indem sie die davon betroffenen Bevölkerungsgruppen zur Unterstützung ihres Widerstandskampfes zu gewinnen versuchen.

Deutschland ist in Afghanistan sowohl an der International Security Assistance Force (ISAF) als auch an der Operation Enduring Freedom (OEF) beteiligt. In Afghanistan ist die ISAF-Mission in Auftrag und militärischer Struktur von der OEF (die der Bekämpfung des internationalen Terrorismus dient) getrennt. ISAF unterstützt im Auftrag der Vereinten Nationen die afghanische Regierung bei der Wahrnehmung der Menschenrechte, bei der Herstellung und Wahrung der inneren Sicherheit und bei der Auslieferung humanitärer Hilfsgüter sowie der geregelten Rückkehr von Flüchtlingen.

Anfang des Jahres 2007 ist die Bundeswehr mit annähernd 3000 Soldaten an ISAF beteiligt. Der Verantwortungsbereich der Bundeswehr ist die Region Nord. Dort, genauso wie in der Region West (USA, Litauen, Spanien, Italien), ist es sehr viel ruhiger als im Süden (Australien, Dänemark, Estland, Kanada, Großbritannien, Niederlande, Rumänien, USA) und in der Region Ost (Neuseeland, USA). Von den 81 sicherheitsrelevanten Zwischenfällen in Afghanistan während der ersten Kalenderwoche 2007 ereigneten sich 36 in der Ostregion, 42 in der

Südregion, 2 im Westen und lediglich einer in der Region Nord. 92 ausländische Soldaten fielen bei Kampfhandlungen in Afghanistan zwischen Juni und November 2006, alle außerhalb des deutschen Einsatzgebiets, darunter 44 US-amerikanische, 24 kanadische und 18 britische Soldaten (DER SPIEGEL 47/2006, 22). Von Anfang an hat der Bundeswehreinsatz im Norden Afghanistans internationale Kritik geerntet, man habe sich von vorneherein in einer sicheren Region niedergelassen, weil das deutsche Militär zu „weich“ sei, um ernsthaften Konflikten begegnen zu können. Ende 2006 schlägt sich die NATO-Forderung an die Bundeswehr, ihre Soldaten auch im Süden Afghanistans einzusetzen, vehement in den deutschen Medien nieder („Die Deutschen müssen das Töten lernen: Wie Afghanistan zum Ernstfall wird“, ebd).

Die Kulturstandards im Umgang mit der Sicherheit sind in Deutschland und in Afghanistan sehr unterschiedlich. Wenn also Bundeswehresoldaten am ISAF-Auftrag mitarbeiten, die Sicherheit in Afghanistan zu gewährleisten, müssen sie ihre eigenen Sicherheitsbedürfnisse relativieren, um nicht dauerhaft die Sicherheit aller Beteiligten zu gefährden. Dies ist ein schwieriger Balanceakt. Im Weißbuch 2006 ist festgeschrieben, die deutsche Sicherheitspolitik beruhe auf einem umfassenden Sicherheitsbegriff. „Risiken und Bedrohungen muss mit einem abgestimmten Instrumentarium begegnet werden. Dazu gehören diplomatische, wirtschaftliche, entwicklungspolitische, polizeiliche und militärische Mittel, wenn geboten, auch bewaffnete Einsätze. Letztere sind mit Gefahren für Leib und Leben verbunden und können weitreichend politische Folgen nach sich ziehen. Die Bundesregierung wird daher auch künftig in jedem Einzelfall prüfen, welche Werte und Interessen Deutschlands den Einsatz der Bundeswehr erfordern.“ (Bundesministerium der Verteidigung, 29)

Unsicherheitsvermeidung: eine der Kulturdimensionen Hofstedes

Im Zusammenhang mit den so genannten Kulturdimensionen stellt man sich die Frage, ob bestimmte Kulturstandards auf bestimmte Grunddimensionen menschlichen Verhaltens zurückgeführt und dort lokalisiert werden könnten. Einer der ersten, der sich empirisch damit auseinandersetzte, war der Niederländer Geert Hofstede. Er führte in

den 1970er Jahren seine mittlerweile berühmte Studie durch, die hinsichtlich ihres Umfangs bis heute einzigartig ist. Dafür entwickelte er einen Fragebogen, mit dem insgesamt 116.000 Mitarbeiter eines multinationalen Computerkonzerns befragt wurden. Der Fragebogen wurde in 20 Sprachen übersetzt und konnte dadurch in insgesamt 53 Ländern eingesetzt werden. Mit dem Fragebogen wurden „arbeitsbezogene Wertvorstellungen“ erfasst, das heißt, es wurden Fragen gestellt zur Zufriedenheit mit bestimmten Arbeitsaspekten, zur Beurteilung von Arbeitsanforderungen, zu persönlichen arbeitsbezogenen Zielen und andere mehr. Hofstede unterzog die Antworten korrelationsstatistischer und faktorenanalytischer Auswertungen und gelangte so zu dem Ergebnis, dass sich folgende vier grundlegende Kulturdimensionen unterscheiden lassen: Machtdistanz; Individualismus/Kollektivismus; Unsicherheitsvermeidung und Maskulinität/Feminität (vgl. Layes, 61).

Auf der Dimension der Unsicherheitsvermeidung zeigt sich, in welchem Maß unklare und mehrdeutige Situationen in einer Kultur Verunsicherung und Angst hervorrufen. Für die Vertreter von Kulturen mit hoher Unsicherheitsvermeidung haben Regeln zur Strukturierung des privaten und öffentlichen Lebens eine hohe Verbindlichkeit, und sie reagieren auf unklare Verhältnisse mit Desorientierung oder Aggression. Entsprechend bilden sich hier nach Hofstede sehr komplexe und rigide gesellschaftliche Regelsysteme aus, deren Verletzung sanktioniert wird. Für die Vertreter von Kulturen mit schwacher Unsicherheitsvermeidung haben Regeln zur Abwicklung des privaten und öffentlichen Lebens eine geringe Verbindlichkeit, und sie reagieren auf unklare oder gar chaotische Verhältnisse relativ gelassen. „Entsprechend bilden sich hier nach Hofstede sehr flexible gesellschaftliche Regelsysteme aus.“ (Layes, 62)

Sylvia Schroll-Machl zeigt in ihrem Buch „Die Deutschen – Wir Deutsche: Fremdwahrnehmung und Selbstsicht im Berufsleben“ die Erfahrungen von und mit Deutschen hinsichtlich der Vermittlung zwischen unterschiedlichen Kulturstandards auf. Was die Dimension der Unsicherheitsvermeidung anbelangt, kennen wir in Deutschland zahllose Regeln, Vorschriften, Verordnungen und Gesetze. Ihre Vielzahl und starre Auslegung, ihre strikte Einhaltung und rigide Zurechtweisung oder Bestrafung bei Verstößen sind im Kontrast zu anderen Kulturen, in denen selbstverständlich ebenfalls Regeln das Zusammenleben organisieren, das Besondere. Es bestehen implizite Regeln (wie

z.B. die Forderung nach Pünktlichkeit), auf einen bestimmten Wirkkreis beschränkte Vorschriften (z.B. Haus- oder Benutzungsordnungen), Verordnungen, die das öffentliche Leben regeln (von der Müllentsorgung bis zur Straßenverkehrsordnung), Normen im beruflichen Leben (wie Anordnungen, Standardisierungen, Verfahren, Vorschriften), Klassifizierungen und Systematisierungen im geistigen Bereich und so weiter. Derartige Strukturen kommen in allen Lebensbereichen zum Tragen und werden wenig hinterfragt. Ihre Einhaltung wird für selbstverständlich erachtet und Verletzungen werden geahndet, mitunter sogar von völlig unbeteiligten Personen.

Deutsche brauchen Strukturen. Dahinter steckt das Bedürfnis nach einer klaren und zuverlässigen Orientierung für alle Beteiligten, nach Kontrolle über eine Situation, nach Risikominimierung und prophylaktischer Ausschaltung von Störungen und Fehlerquellen – kurz: nach der Erreichung eines (im jeweiligen Zusammenhang zu definierenden) Optimums. Planung, also das Erstellen einer Struktur scheint das Zauberwort zur Meisterung der anstehenden Aufgaben.

Für das soziale Leben heißt das, dass das Zusammenleben im zwischenmenschlichen Bereich klar und nachvollziehbar gesteuert und das Ideal der Gleichbehandlung verfolgt wird. Formelle und informelle soziale Interaktionen sind häufig explizit geregelt, so dass klar ersichtlich ist, was sie an Rechten und Pflichten nach sich ziehen.

Zur Regelung des formellen Miteinanderumgehens bedienen sich Deutsche dabei oft des Instruments „Vertrag“. Verträge sollen Berechenbarkeit und Sicherheit gewährleisten, weil alle in dem Zusammenhang erforderlichen Aktivitäten so in Bahnen gehalten und gelenkt werden. Die Inhalte solcher Verträge gelten für beide Seiten als verbindlich und haben in Deutschland Rechtsgültigkeit. Die Vertragspunkte stellen somit die gemeinsame Basis dar, auf die man sich bei unvorhergesehenen Ereignissen auch berufen kann. Deshalb wird vor Vertragsabschluss viel Sorgfalt darauf verwendet, möglichst alle Eventualitäten der künftigen Beziehung zu regeln (vgl. Schroll-Machl, 68ff).

Die Versicherung ist entpersonalisiert. Eine sichere Zukunft vertrauen wir in Deutschland vertraglichen Sicherungssystemen an und weniger persönlichen Beziehungen. Am allerwenigsten vertrauen wir darauf,

dass unsere Politiker uns Sicherheit garantieren könnten. Wovor haben wir Deutschen Angst?

Ende des Jahres 2006 ängstigt die Menschen in Deutschland weniger der Terrorismus, wie eine Umfrage der R + V Versicherung anlässlich des fünften Jahrestags der Anschläge vom 11. September 2001 herausfand. Am meisten fürchten die Bundesbürger die steigenden Preise. „Terror rangiert in der Liste ihrer Ängste erst auf Platz zehn.“ (Müller, S.90) Die Angst vor dem internationalen Terrorismus legitimiert aber die mittlerweile 12. Verlängerung des Bundeswehreinsatzes in Afghanistan

Sicherheit für Menschen in Afghanistan

Weitaus bedrohlichere Szenarien als steigende Preise werden in der afghanischen Presse Ende 2006 angesprochen: Krieg im Süden des Landes, Kämpfe zwischen Taliban und Internationalen Kräften, Selbstmordattentate, Opfer unter den Soldaten der Afghan National Army, Opfer unter den ISAF-Soldaten, ungezählte Opfer unter der Zivilbevölkerung.

Es liegt keine vergleichende Untersuchung zum Umgang mit Sicherheit in Afghanistan vor. Es wird hier deshalb um einen Vergleich von Strukturen gehen, die Sicherheit in der Gesellschaft gewährleisten sollen. In Deutschland mit seinem ausdifferenzierten Rechtssystem ranken sich diese Strukturen um den Vertrag, wie wir gesehen haben. Von Marcel Mauss wissen wir, dass in vorvertraglichen Gesellschaften der Tausch die Grundlage aller sozialen Beziehungen ist (Mauss 1925). In Afghanistan ist es nach über zwei Kriegsjahrzehnten schlecht bestellt um das kodifizierte Recht; die dafür notwendigen Institutionen sind bislang kaum ausgebildet. Heute beginnt man beispielsweise damit, die Rolle von Rechtsanwälten in Gerichtsverfahren zu institutionalisieren. In den ländlichen Regionen ist nach wie vor das ungeschriebene Gebrauchsrecht in Verbindung mit dem islamischen Rechtssystem, der Scharia, das Maß der sozialen Ordnung. Für Paschtunen ist es das „Paschtunwali“. Überhaupt Paschtune zu sein misst sich daran, das Paschtunwali zu leben.

Afghanistans Gesellschaftsstruktur ist durch seine geographischen Bedingungen, die vom Hindukusch bestimmt sind, geprägt: „Obwohl

oder gerade weil der Hindukusch einen wirtschaftlichen Ungunstraum darstellt, bietet er unzählige ökologische Nischen, in denen sich eine besonders große Vielfalt an Sprachen, Religionen und kulturellen Eigenheiten bis heute erhalten konnte.“ (Schetter, 19) Die soziale Antwort auf diese geographischen Gegebenheiten sind lokale Powerbroker, Sicherheit durch Familienstrukturen, Gebrauchsrecht (Gastfreundschaft etc.), die Dschirga als das politische Instrument der Entscheidungsherbeiführung, Big Men als von traditionellen Ehrvorstellungen geleitete politische Führer, Patron-Klient-Strukturen.

Die traditionelle soziale Ordnung in Afghanistan ist eine Ordnung der Stammeszugehörigkeiten und der Verwandtschaftssysteme. Der Islam als alles erfassende und interpretierende Weltanschauung bildet eine gesellschaftlich übergreifende Klammer.

In Afghanistan beruht die Stammesordnung bis auf wenige Ausnahmen auf patrilineare Verwandtschaftsordnungen. Der Glaube, dass alle Mitglieder die Nachfahren eines Stammvaters seien und dass alle Stämme aus einer Wurzel entstanden sind, dient auch als Grundlage für Einheit und Gleichheit. Häufig können die Menschen ihre Abstammung lückenlos über viele Generationen rekonstruieren. Die Mitglieder einer patrilinearen Abstammungsgruppe sind zwingend zum Gabentausch und zum Beistand verpflichtet, etwa anlässlich von Heirats- und Todesfällen. Werden diese Verpflichtungen nicht eingehalten, bedeutet dies die Spaltung der Gruppe.

In einem Streitfall unterstützen sich diejenigen, die näher verwandt sind, ohne danach zu fragen, wer Recht hat. Brüder und vor allem die Söhne von Brüdern sehen sich oft als Rivalen und Konkurrenten, vielleicht, weil sie sich um das Erbe des Vaters oder Großvaters streiten. Trotzdem kann man erwarten, dass diese „Feinde“ treu zusammenhalten, wenn es gilt, gegen Feinde von Außen vorzugehen. Traditionell waren die Verwandtschaftseinheiten gleichzeitig Teile eines politischen Systems, die politische Funktionen wie Steuerzahlung, Rechtsprechung oder die Einhaltung der Ordnung wahrnahmen. Von den Verwandtschaftseinheiten wurden Armeen aufgestellt, sie kämpften in Kriegen (vgl. Glatzer). Diese Bedeutung von Verwandtschaft darf nicht verwechselt werden mit ethnischer Ordnung.

Bekanntlich ist Afghanistan eine multiethnische Gesellschaft. Im jetzigen Einsatzraum des Provincial Reconstruction Teams Kunduz

(Provinz Kunduz und Provinz Taloqan) etwa leben ungefähr 1,3 Mio Menschen, ein gutes Drittel sind Tadschiken, die auch die wichtigsten Machtpositionen besetzen. Außerdem siedeln im Raum Kunduz und Taloqan Uzbeken, Turkmenen, Hazara, Paschtunen und vereinzelt Vertreter von kleineren Minderheitengruppierungen. Im Bürgerkrieg zog sich die Mehrzahl der paschtunischen Taliban nach Kunduz zurück. Mit dem Fall von Kunduz kam es dort zu Vertreibungen von Paschtunen (vgl. Human Rights Watch). Es ist daher unklar, in welchem Maße die Paschtunen noch in Kunduz präsent sind. Heute gehören sie zu den rückkehrenden Flüchtlingen aus pakistanischen Lagern und stehen systematisch unter Verdacht, den Taliban nahe zu stehen, die sich aus demselben Personenkreis rekrutieren.

Die im eigentlichen Sinne politische Bedeutung der Ethnien ist gering. Es gibt heute in ganz Afghanistan keine Ethnie, die als geschlossene politische Einheit auftritt. Was für den einzelnen Afghanen zählt, ist seine Familie im engeren Sinne.

Die Mitglieder einer Verwandtschaftsgruppe sind relativ gleichgestellt. Traditionell war der höchste soziale Status, den ein Mann erreichen konnte, der eines Khan, eines Herrn. Als Khan zeichnete sich jemand unter anderem dadurch aus, dass er ein gastfreundliches Haus unterhält. Gäste bieten als Gegenleistung nicht Geld oder Geschenke, sondern Unterhaltung und Informationen. Wer viel zu erzählen hat, ist in Afghanistan nach wie vor ein besonders gern gesehener Gast. Zunächst einmal geht man davon aus, dass der Fremde in freundlicher Absicht kommt, dass er außerdem schutzbedürftig ist und man ihm daher in jeder Hinsicht zu helfen hat. Einem Schutzbedürftigen zu helfen, ist eine der verdienstvollsten Handlungen in den ritterlichen afghanischen Ehrvorstellungen und erhöht den Status des Helfers und Gastgebers.

Macht und Autorität waren in Afghanistan weit versprengt auf viele Stämme, Fraktionen und starke Lokalfürsten (u.a. khane) verteilt, es gab keine Tradition einer starken zentralen Regierung. Das politische Modell des Khans ist ein „big man“-System. Die Macht eines big man reicht nur, soweit er seine Gefolgschaft gut versorgt und seinen Pflichten als Führer nachkommt. Bei den Ghilzai Paschtunen beispielsweise wurde als Khan jemand beschrieben, der „die Menschen ernährte“, der den „Knoten um den Stamm knüpfte“. Dazu gehörte auch die Ge-

währleistung von Sicherheit in Zeiten der Not. Die Loyalität der afghanischen Bauern dem jeweiligen Stammesfürsten gegenüber blieb nur so lange gesichert, wie dieser sich als Wohltäter und überlegener militärischer Führer bewährte. Wer einen Führungsanspruch erhob, musste in der Lage sein, stets ein offenes, gastliches Haus für alle Besucher, Klienten und Durchreisenden bereitzuhalten, ihnen vorübergehend Unterkunft zu gewähren, sie zu bewirten und gelegentlich bescheidene Geschenke zu vergeben.

Das liegt sehr nahe an dem, was wir im Westen als „Bestechung“ oder „Korruption“ verstehen, ist aber in Afghanistan ein legitimer politischer Mechanismus. Traditionell waren dies symmetrische Beziehungen des Tausches.

Heute halten sich die politischen Führer nicht mehr an ihre Verpflichtung, umzuverteilen. Führungspersonen bereichern sich und ihre nächste Familie. Tauschbeziehungen bestehen vornehmlich in den eigenen (elitären) Kreisen, weil sie dort lukrative Gegenleistungen versprechen. Die symmetrischen Beziehungen haben sich zu asymmetrischen gewandelt. Die lokal mächtigen Männer schöpfen ihre Ressourcen aus in unseren Augen kriminellen Aktivitäten, aus der Unterstützung aus dem Ausland, aus Handelszöllen und aus der Besteuerung ihrer Klientel. Als Gegenleistung schützen sie ihre Klientel und bieten einen Mindeststandard an Infrastruktur. Sie instrumentalisieren Emotionen wie Ehre und Schande, um ihre Leute an sich zu binden, genauso wie sie Identitäten, die sich an Ethnizität binden, für ihre Zwecke benutzen.

Das alte big-man-System der khane, das auf relativer Gleichheit beruhte, verformte sich zu einem klientelären System der Ungleichheit, das sich um die Anfänge demokratisch-formaler Strukturen, wie die Afghanen sie mit Hilfe der internationalen Kräfte einzurichten versuchen, rankt.

Paradoxerweise sind die lokalen Machthaber die einzigen, die ein bestimmtes Maß an Ordnung aufrechterhalten, solange die zentrale Regierung keine Kapazitäten hat, Sicherheit bis in die Provinzen zu gewährleisten. Der religiöse Faktor unterstützt oftmals die politische Legitimation. So gesehen findet der Tausch nicht nur auf den Ebenen des Materiellen und der Loyalität statt. Von den Gläubigen wird eine sichere Zukunft gegen die Einhaltung religiöser Vorschriften wie bei-

spielsweise das Wallfahren getauscht oder ein Schutzpatron wird in die Pflicht genommen, für eine bessere Zukunft zuständig zu sein (Hauschild, Wieland-Karimi).

Die tiefe Volksfrömmigkeit in Afghanistan hält in vielfältigen religiösen Praktiken Möglichkeiten, Sicherheit in den Griff zu bekommen, bereit. Heilige Orte beispielsweise zeichnen sich allgemein „... durch eine „visuelle Exklusivität“ aus. Berge, Anhöhen, Wasserläufe, Felsen oder Höhlen sind u.a. dort heilige Orte, wo der Mensch ständigen Gefahren der Natur – wie Erdbeben, Vulkanausbrüchen, Überschwemmungen oder starken Klimaschwankungen – ausgesetzt ist. Dem heiligen Ort kommt die Aufgabe zu, Menschen vor Gefahren wie Überfällen, Seuchen oder Krieg zu schützen.

Die am heiligen Ort errichteten Kapellen, Kirchen oder angelegten Gräberfelder fungieren einerseits als Grenzrelais zwischen Himmel und Erde und andererseits als historische Erinnerungsorte. Sie erinnern an eine heilige Person (...), ihre Erscheinungen und Wunder, sie sind Aufbewahrungsort von Reliquien oder Orte der Rettung aus Not-situationen. Ein Grenzrelais (...) trennt kultiviertes von unkultiviertem Land und unterscheidet die sakrale von der profanen Welt. (...) heilige Orte [können] als Laboratorien verstanden werden, in denen sich Gläubige mit devotionalen Praktiken gegen das Leid wappnen. Die Geschichte der Orte und die dort vollzogenen rituellen Riten können daher im Rückschluss Auskunft über die „Verletzlichkeit“ der Gläubigen geben.“ (Gronover, 17)

Solch ein heiliger Ort ist die Blaue Moschee in Mazar-e-Sharif. Mazar-e-Sharif bedeutet „das Grab des Auserwählten“. Gemeint ist Hazrat Ali (Ali ibn Abi Talib), Neffe und Schwiegersohn des Propheten Mohammed, vierter und letzter der „rechtgeleiteten Kalifen“. Ali wurde im Jahre 661 n.Chr. in Kufa in der Nähe von Bagdad ermordet und dort begraben. Die Überlieferung sagt, treue Anhänger hätten seine sterblichen Überreste kurz nach seiner Ermordung wieder ausgegraben, um sie vor seinen Feinden zu schützen. Man habe seine Leiche auf eine Kamelstute gebunden, die sie mit sich trug, bis sie vor Erschöpfung niederfiel und an dieser Stelle werde der Kalif zum zweiten Mal begraben. Keiner wusste von der Existenz des Grabes, bis sie einem Mullah im Traum offenbart wurde. Daraufhin wurde im Jahr 1136 der Schrein errichtet, heute die Blaue Moschee in Mazar-e-

Sharif. Heute gehört sie zu den schönsten Gebäuden Afghanistans. Eine ihrer Attraktionen sind Tausende weißer Tauben, die sie bewohnen. Der Volksmund sagt, wenn sich hier eine graue Taube niederlasse, werde sie innerhalb von 40 Tagen ebenfalls weiß, so heilig sei der Ort. Die Provinzhauptstadt Mazar-e-Sharif ist der wichtigste Wallfahrtsort in Afghanistan sowohl für Sunniten, als auch für Schiiten aus dem In- und Ausland. Besonders während der Nawroz-Feierlichkeiten um den 21. März kommen viele Gläubige, um hier zu beten und vor allem, um zu feiern (Wieland-Karimi, 140).

Zu überprüfen bleibt, inwieweit die Präsenz von ISAF-Soldaten insbesondere während Feiertagen die Sicherheit an diesem Ort erhöht, bzw. schmälert. Vor dem Hintergrund der vermehrten Attentate auf ISAF-Ziele ist von einer Erhöhung des Sicherheitsrisikos durch verstärkte, wenn auch touristisch motivierte Präsenz von ISAF-Soldaten auszugehen. Weiter empfiehlt der Aspekt der Störung und damit einhergehender Nervosität und Aggression der Gläubigen eine gebotene Distanz zu rituellen Orten und Geschehnissen.

Segenskraft wird insbesondere auch den Führern von Sufi-Orden zugeschrieben, so beispielsweise Pir e-Gilani, der Ende September 2006 von Präsident Karzai betraut worden ist, eine stammesübergreifende Dschirga in Südostafghanistan zu organisieren.

„In Anbetracht des allgemein von Afghanen und Informanten explizit beschriebenen luxuriösen Lebensstils der erweiterten Gilani-Familie vor dem Krieg – welcher sich nach 1978/79 nicht geändert, im Gegenteil vielleicht zunächst sogar noch gesteigert hat -, ist starke Skepsis gegenüber den religiös-sozialen Zielen des Pirs [Scheich eines Sufi-Ordens] bzw. dessen erblicher spiritueller Deszendenz angebracht. Diese wird verstärkt durch die engen Kontakte zu den staatstragenden Kräften und durch die Tatsache, dass das offizielle spirituelle Oberhaupt vor dem Krieg die alleinige Vertretung für die Automarke Peugeot in Kabul hatte, was er den guten Beziehungen der Familie verdankte und eine beträchtliche Finanzquelle bedeutete. Auf der anderen Seite ist anzumerken, dass Pir-e Gilani im mit der Autorin geführten Interview als erstes äußerte, dass er gehört habe, dass diese über tasawwuf [mystischer Islam] in Afghanistan forsche, er aber kein Sufi sei, sondern die Menschen ihn dazu machten. Von dieser Tatsache allerdings haben sowohl er als auch sein Umfeld, das heißt seine Fami-

lie und die engsten Vertrauten, in materieller und gesellschaftspolitischer Hinsicht profitieren können. Abgesehen davon vermochten sie zweifellos, Gläubigen in Notsituationen durch Rat, materielle Unterstützung und psychische Entlastung zur Seite zu stehen.“ (Wieland-Karimi, 125)

Bereits bei einem trilateralen Treffen im September 2006 verständigten sich Vertreter der Vereinigten Staaten, Pakistans und Afghanistans auf eine Dschirga. Der Südosten des Landes ist paschtunisches Stammesgebiet und seit der Grenzziehungen dort im Jahre 1893 mit der Durrand-Linie, die Pakistan von Afghanistan auf dem Papier trennt, verweigern die ansässigen paschtunischen Stämme die Anerkennung staatlichen Rechtes. Dies ist mit ein Grund für die zunehmenden Unruhen im Süden des Landes, da in pakistanischen Koranschulen ausgebildete Radikale mehr oder weniger ungehindert nach Afghanistan als ihren Operationsraum einreisen können. In dieser Region greifen keine staatlichen Sicherungssysteme. Weder pakistanische noch afghanische. Deshalb tut Präsident Karzai gut daran, ein traditionelles Sicherungsinstrument der Paschtunen, die Dschirga, zu bemühen. Karzai hat mit Gilani, Mohaqeq, Shinwari und Wardak einflussreiche Vertreter afghanischer Stämme und wichtige Politiker mit der Ausplanung dieser Dschirga betraut.

Der Begriff „Dschirga“ bedeutet „Kreis“ und wurde ursprünglich im militärischen und waidmännischen Zusammenhang für das Umzingeln von feindlichen Truppen oder Beute verwendet. In der persischen Literatur des 15. und 16. Jhs. bezeichnete dieser Begriff auch allgemein die kreisförmige Sitzanordnung, zu der sich die Adligen zu Beratungen niederließen. Im gegenwärtigen Sprachgebrauch wird der Begriff Dschirga in erster Linie mit der paschtunischen Stammesversammlung in Verbindung gebracht (vgl. Noelle-Karimi). Es gibt Dschirgen, die auf Dorfebene durchgeführt werden, aber auch „große“ Dschirgen, die bis hin zur nationalen Ebene zur Entscheidungsfindung dienen. Das Prinzip ist jeweils dasselbe: mit Hilfe eines sehr zeitaufwändigen Austausches von Sachdarstellungen und Meinungen wird ein Problem als solches dargestellt und bearbeitet. In langen Beratungen und Abwägungen kommt man auf eine Lösung, die für alle Beteiligten annehmbar ist.

Nachdem im Jahre 2003 auf der Loya Dschirga (der großen Ratsversammlung) die neue Verfassung der Islamischen Republik Afghanistan verabschiedet wurde, liegt drei Jahre später die Hoffnung der Menschen wieder auf einer Dschirga:

Ein Zeitungsartikel in der Daily Afghanistan vom 27. Dezember 2006 ist wie folgt betitelt: „Die regionale Sicherheits-Dschirga ist von einer Aura der Ehrfurcht und Hoffnung umgeben.“

Der Artikel geht auf die im August 2007 abgehaltene regionale Sicherheits-Dschirga und die sich um dieses Ereignis rankende, immer heftiger werdende Diskussionen ein. Von Anfang an hätten die afghanischen Autoritäten das Thema Dschirga ernstgenommen. Sie hätten eine Kommission für die Vorbereitung dieser Dschirga einberufen und würden auch erwarten, dass diese Dschirga dazu beiträgt, die Sicherheit in Afghanistan wiederherzustellen und die Terroristen davon abzuhalten, die Grenze nach Afghanistan mit der Selbstverständlichkeit zu überqueren, mit der sie das im Augenblick tun. Eine ernstgemeinte Kooperation zwischen Afghanistan und Pakistan und den Stämmen auf beiden Seiten der Durrand-Linie sei der entscheidende Punkt, Terroristen aus Pakistan davon abzuhalten, afghanisches Territorium zu betreten. Die afghanische Regierung sei sich der Zusammenarbeit der pakistanischen Seite nicht sicher, deshalb versuche die afghanische Seite Vertrauen in Pakistan zu gewinnen, um optimistisch an die Dschirga heranzugehen. Aus den Äußerungen einiger Vertreter der pakistanischen Regierung gehe aber hervor, dass sie nicht so sehr wie die afghanische Seite daran interessiert seien, auf diese Dschirga zu bauen. Die Dschirga werde aber nur erfolgreich sein, wenn Pakistan den Bemühungen Afghanistans gleichziehe und in dieser Sache eine gegenseitige Unterstützung bestehe. Nur dann sei ein Ergebnis zu erwarten, das die Sicherheit in Afghanistan erhöhen wird. Die Frage sei, was die Maßnahmen der afghanischen Regierung und der internationalen Gemeinschaft, die für die Sicherheit in Afghanistan arbeitet, sein werden, falls die regionale Sicherheits-Dschirga keine positiven Ergebnisse hinsichtlich des Friedens und der Sicherheit in Afghanistan erzielen werde. Werde dann Pakistan zur Verantwortung gezogen werden oder die Dschirga als solche für unbrauchbar erklärt?

Neben der Einsetzung der regionalen Sicherheits-Dschirga sollte die afghanische Regierung an einer Alternative arbeiten. Eine Initiative

der afghanischen Regierung, eine interessante und effektive Lösung zu präsentieren, würde mit Sicherheit zu einem Erfolg. Die vorgeschlagene Lösung sollte korrekt und dazu geeignet sein, die Aufmerksamkeit des afghanischen Volkes sowie die Unterstützung der internationalen Gemeinschaft zu gewinnen.

Afghanistan sei momentan in einer Lage, in der es seine Pläne ohne die Unterstützung des Volkes und der internationalen Gemeinschaft nicht erfolgreich umsetzen könne. Die Regierung sollte alles daransetzen, die öffentliche und die internationale Unterstützung zu erlangen. Dass die Durchführung einer regionalen Sicherheits-Dschirga von den Regierungen Afghanistans und Pakistans bei dem in Washington abgehaltenen Dreier-Treffen gut geheißen und von den USA und mehreren anderen Ländern unterstützt worden ist, reiche nicht aus. Es sollte weiter daran gearbeitet und als Verantwortung verstanden werden. In erster Linie sollte die internationale Gemeinschaft sich verantwortlich fühlen für den Verlauf dieser regionalen Sicherheits-Dschirga genauso wie sie sich für Sicherheit und Frieden in Afghanistan verantwortlich fühle. Die internationale Gemeinschaft müsse ihren ganzen Einfluss möglichst effektiv einsetzen, um zu gewährleisten, dass diese Dschirga stattfindet und dass sie einen ordnungsgemäßen Verlauf nimmt. Sie sollte auch eine ernsthafte und verantwortliche Haltung gegenüber Parteien einnehmen, die diese Anstrengungen verzögern und verhindern wollen, dass Sicherheit in Afghanistan Fuß fasst. Nur dann gibt es Hoffnung, dass die Dschirga ein Erfolg wird.

Wenn Afghanistan alleine dastehe mit seinen Anstrengungen und Pakistan vielleicht nicht genug dazu beitrage, dann werde die Dschirga wahrscheinlich ohne nennenswerte Ergebnisse zu Ende gehen. In diesem Falle werde sich die Sicherheitssituation in Afghanistan weiter verschlimmern und die Terroristen werden weiterhin Unsicherheit verursachen, indem sie die Grenzen überqueren. Soweit die afghanische Presse (Daily Afghanistan, 27. Dezember 2006).

Bewertung der Sicherheitslage durch die Bundeswehr

Mit dem Ende des Kalten Krieges sieht sich die Bundeswehr mit einer Vielfalt von Auslandseinsätzen konfrontiert: „Um im Zeitalter der Globalisierung Bedrohungen für die Heimat zu verhindern, müsse die Armee zum Krisenherd gehen, um die Gefahr an der Wurzel zu pa-

cken. Ex-Verteidigungsminister Peter Struck (SPD) hat sie mit der Aussage „Deutschlands Sicherheit wird auch am Hindukusch verteidigt“ auf eine prägnante Formel gebracht.“ (Müller, 90)

Der Einsatz in Afghanistan legitimiert sich durch die Wahrung der Sicherheit in Deutschland. Die Stabilisierung der Sicherheit in Afghanistan gehört u.a. zum Auftrag. „Globalisierung wird mancherorts als Bedrohung kultureller Identität und Zementierung von Ungleichheit wahrgenommen, abgelehnt oder sogar aktiv bekämpft. Viele mit der Globalisierung einhergehenden neuen Risiken und sicherheitspolitischen Herausforderungen haben grenzüberschreitenden Charakter, werden von nichtstaatlichen Akteuren verursacht und beeinträchtigen unsere Sicherheit auch über große Entfernungen hinweg. Armut, Unterentwicklung, Bildungsdefizite, Ressourcenknappheit, Naturkatastrophen, Umweltzerstörung, Krankheiten, Ungleichheiten und Menschenrechtsverletzungen bilden neben anderen Faktoren den Nährboden für illegale Migration und säkularen wie religiösen Extremismus. Sie können damit zu Ursachen für Instabilität und in ihrer radikalsten Form Wegbereiter des internationalen Terrorismus werden. In einer zunehmend interdependenten Welt wirken sich diese Risiken nicht nur auf ihre unmittelbare Umgebung aus, sondern berühren in vielfältiger Weise die Sicherheit der gesamten internationalen Gemeinschaft.“ (Bundesministerium der Verteidigung, 23)

Armut, Unterentwicklung, Bildungsdefizite, Ressourcenknappheit, Naturkatastrophen, Umweltzerstörung, Krankheiten, Ungleichheiten und Menschenrechtsverletzungen kennzeichnen die Sicherheitslage in Afghanistan. Diese Sicherheitslage wird übersetzt in eine militärische Sicherheitslage, die wiederum die Entscheidungsbasis für die Handlungsvorgaben der Bundeswehr in Afghanistan darstellt.

Aus der Sicht des militärischen Nachrichtenwesens beschreibt der Begriff Sicherheitslage den Zustand der inneren Stabilität eines Landes oder einer Region und den Grad ihrer Gefährdung durch sicherheitsgefährdende Kräfte oder andere beeinflussbare wie nicht beeinflussbare Faktoren. Sicherheitslage schließt militärische Sicherheitslage ein.

Die militärische Sicherheitslage beschreibt die Gefährdung der Einsatzbereitschaft von Streitkräften durch Angriffe von Nachrichtendiensten, extremistischen und terroristischen Organisationen oder

Gruppierungen sowie sonstigen sicherheitsgefährdenden Kräften und Einzeltätern.

Für die Bewertung der militärischen Sicherheitslage werden grundsätzlich die Begriffe

„ruhig / nicht ruhig“ sowie „stabil / nicht stabil“ verwendet.

Ruhig bedeutet hierbei: Aktionen und Aktivitäten erkannter Potentiale in den Bedrohungsarten bewegen sich auf einem nicht signifikanten Niveau.

Stabil bedeutet: Die innenpolitische Lage und die Lage der inneren Sicherheit haben keine negativen Auswirkungen auf Personal, Material und Liegenschaften der Bundeswehr.

Die bisherigen Erfahrungen bei der Bearbeitung der militärischen Sicherheitslagen bei Auslandseinsätzen der Bundeswehr haben gezeigt, dass diese Standardbewertungen Mängel in der differenzierten Lageabbildung des betreffenden Einsatzlandes aufweisen und damit unter bestimmten Umständen nicht aussagekräftig sind.

Zudem ist insbesondere bei Auslandseinsätzen die Einbindung der Bundeswehr in die internationale militärische Organisation zu berücksichtigen. Deswegen werden Abstufungen gewählt, um eine genauere Bewertung zu erreichen. Dabei sind insbesondere Indikatoren von Bedrohungen und Gefährdungen zu berücksichtigen, die sich von örtlich/regional eingrenzbar bis hin zu das (multinationale) Einsatzgebiet betreffende Lageverschärfungen entwickeln können.

Das Besondere des deutschen Ansatzes der Provincial Reconstruction Teams in Kunduz und in Feyzabad ist seine klare Trennung des militärischen, außenpolitischen und entwicklungspolitischen Pfeilers. Wobei die Aufgaben wie folgt verteilt sind:

Der militärischer Pfeiler hat zur Aufgabe die Schaffung eines sicheren Umfeldes, die Kontaktpflege durch Präsenz („ein Sicherheitsnetz spannen“), die Unterstützung des Entwaffnungsprozesses und der Ausbildung des afghanischen Militärs, gegebenenfalls militärische Eskorte für Wiederaufbauhelfer (nur auf konkrete Anfrage) und zivile Unterstützungsmaßnahmen nur zur Force Protection.

Der zivile Pfeiler dient der Wiederherstellung der wirtschaftlichen und sozialen Infrastruktur, der Schaffung von Arbeitsplätzen, der Förde-

rung privater Investitionen, dem Aufbau demokratischer Institutionen, der Stärkung des Einflusses der Zentralregierung sowie dem Aufbau und der Ausbildung der Polizei

„Die Schaffung eines sicheren Umfeldes“ ist in Anbetracht der zunehmenden Gefährdung durch Anschläge auf ISAF immer schwieriger mit der militärischen Sicherheitslage überhaupt in Einklang zu bringen. Die afghanischen und die deutschen Sicherheitsstandards klaffen mehr und mehr auseinander und die Akteure haben auf der Handlungsebene zunehmend Mühe, dem Auftrag entsprechende, sinnvolle Aktivitäten zu entwickeln.

Fazit

Worauf kann man sich als Bundeswehrsoldat in Afghanistan mit Sicherheit verlassen? Verwandtschaft zählt, wobei die patrilinearen Verwandtschaftssegmente Spannungen in sich bergen, die im politischen Prozess ständig zu Abspaltungen und Neufraktionierungen führen. Darauf, dass die Loyalitäten ständig wechseln: Traditionelle Führerinstitutionen wie die des khans und ihre „modernen“ Umformungen in Patron-Klient-Beziehungen fördern unwägbar Loyaltäten. Dabei werden ethnische Kategorien als loyalitätsstiftende Faktoren eingesetzt.

Vertrauensbeziehungen zählen: Nachdem die traditionellen Vertrauensgemeinschaften in den Jahren des Krieges zerbrochen sind, sind es die allernächsten verwandtschaftlichen Beziehungen, auf die man zählen kann. Auch als Fremder bringt man sich als ganze Person und nicht lediglich als Funktionsträger ein.

Auf Gastfreundschaft kann man sich verlassen: Netzwerke schützen auch. Der militärische Elfenbeinturm kann auch gefährden, weil er zeigt, dass man den afghanischen Schutz nicht schätzt, ihm vielmehr misstraut.

Solange diese Sicherheitskonzepte gegenläufig sind, wird sich in Afghanistan nichts verändern. Hier liegt ein Strukturproblem: die codes of conduct beziehen sich stets auf die militärische Sicherheitslage. „Bei jedem Auslandseinsatz müsse schon von Anfang an klar sein, wie man hinterher wieder herauskomme. Am Hindukusch aber unterlässt es die deutsche Politik, für die Voraussetzungen zu sorgen, die

einmal zum Abzug der Soldaten führen könnten. Können afghanische Soldaten nicht selbst für Sicherheit sorgen, können Bundeswehr und NATO nicht abziehen? Doch auch in Afghanistan hat die Armee nur so viel Soldaten, um den Norden gerade mal so zu sichern. Wie das Land langfristig zu stabilisieren ist, dafür fehlt jede Strategie.“ (Müller S.92)

Eine der Folgen der ausbleibenden Entwicklung ist der rapide Anstieg der Produktion von Rohopium in Afghanistan seit dem Ende der Taliban-Herrschaft und dass diejenigen, die davon nicht profitieren, sich von der internationalen Gemeinschaft ab- und den Taliban wieder zuwenden. „Das Projekt einer politischen und wirtschaftlichen Stabilisierung Afghanistans könnte scheitern, weil das Erpressungspotential der Kriegsherren zu hoch und die Erpressbarkeit der Interventionsmächte zu groß ist. In dieser Situation ist es entscheidend, den Gegenspieler darüber im unklaren zu lassen, welche Opfer man in Kauf nehmen würde, um seinen politischen Willen durchzusetzen. Man muss den Gegner Glauben machen, notfalls zum Äußersten entschlossen zu sein. Das ist aber nur möglich, wenn die Soldaten politischen Rückhalt haben und die Regierung sicher sein kann, dass die Bevölkerung nicht bei den ersten Angriffen auf die eigenen Soldaten von der Unterstützung der Intervention abrückt. Darin kann die Stärke der Interventionsfähigkeit von Demokratien liegen: dass sie, wenn sie nach reiflicher Beratung einen Beschluss gefasst haben, an diesem auch festhalten, weil sie auf die Ergebnisse ihres Beratungsprozesses vertrauen.

Aber in dieser Stärke liegt auch der Grund für die Schwäche der intervenierenden Demokratien. Es handelt sich bei ihnen um postheroische Gesellschaften, die über Märkte und Wohlstandversprechen und nicht über die Bereitschaft zum Opfer und die Aussicht auf Ehre integriert sind. Nur weil sie so sind, genügen sie den Ansprüchen an die Legitimation humanitärer Militäreinsätze; aber insofern sie so sind, fällt ihnen die Konfrontation mit heroischen Gemeinschaften schwer. Diesem Dilemma suchen westliche Streitkräfte durch eine stetige Verbesserung ihrer Ausrüstung zu entkommen. Die überlegene Ausrüstung soll sicherstellen, dass die Soldaten aktionsfähig sind und das eigene Risiko gering gehalten wird. Dieses Kalkül geht beim Einsatz von Luftwaffe und Seestreitkräften leichter auf als bei dem Einsatz von Bodentruppen – zumal wenn diese das Vertrauen der Bevölkerung

gewinnen sollen und deswegen nicht in gepanzerten Fahrzeugen mit hoher Geschwindigkeit durch Ortschaften rasen können. Das Risiko von Anschlägen wächst dementsprechend.“ (Münkler) Und der Unmut der Bevölkerung wächst angesichts der Beharrung auf westliche Sicherheitsstandards, ohne dass die versprochene Stabilisierung der Sicherheit der afghanischen Bevölkerung auch nur annähernd erreicht worden wäre.

Literatur

Bundesministerium der Verteidigung: Weißbuch zur Sicherheitspolitik Deutschlands und zur Zukunft der Bundeswehr, Berlin 2006

Glatzer, Bernt: Political Organisation of Pashtun Nomads and the State. In: Tapper, R. (ed.): The Conflict of Tribe and State in Iran and Afghanistan, Beckenham 1983, 212-232

Gronover, Annemarie: Religiöse Reserven in einem palermitanischen Armenviertel, unveröffentl. Dissertation (forthcoming), Tübingen 2007

Hauschild, Thomas: Magie und Macht in Italien, Berlin 2002

Lanik, Monika: Freie Bürger und Freimaurerinnen, Berlin 2003

Layes, Gabriel: Kulturdimensionen. In: Alexander Thomas, Eva-Ulrike Kinast und Sylvia Schroll-Machl (Hg.): Handbuch Interkulturelle Kommunikation und Kooperation, Band 1: Grundlagen und Praxisfelder, Göttingen 2003, 60-73

Maass, Citha D.: „Kultur des Friedens“ oder „Kultur des Krieges“? Kriegsverbrechen und neue Gewalt in Afghanistan. SWP-Aktuell 30, Juni 2006

Mauss, Marcel: Essai sur le don. Forme et raison de l'échange dans les sociétés archaïques ; o.O. 1925 (dtsch. Frankfurt/M. 1969)

Müller, Peter : Gefährliches Desinteresse : Welche Ziele verfolgt Deutschland mit den Auslandseinsätzen der Bundeswehr? Eine seriöse Debatte ist überfällig. In: Internationale Politik, Dezember 2006, 90-93

Münkler, Herfried: Militärinterventionen in aller Welt, Frankfurter Allgemeine Zeitung, Montag, 9.Oktober 2006, Nr. 234, 8

Nölle-Karimi, Christine: Die Tradition der „Loya Dschirga“: Herrschaftsstrukturen und Staatlichkeit. In: Militärgeschichtliches Forschungsamt (Hg.): Wegweiser zur Geschichte Afghanistan, Paderborn 2006, 155-159

Paying for the Taliban's Crimes: Abuses Against Ethnic Pashtuns in Northern Afghanistan, Human Rights Watch Vol. 14, No 2, April 2002

Schetter, Conrad: Kleine Geschichte Afghanistans, München 2004

Schroll-Machl, Sylvia: Die Deutschen – Wir Deutsche: Fremdwahrnehmung und Selbstsicht im Berufsleben, Göttingen 2002

Wieland-Karimi, Almut: Islamische Mystik in Afghanistan: Die strukturelle Einbindung der Sufik in die Gesellschaft, Stuttgart 1998

“Meine rosa Uniform zeigt, dass ich dazu gehöre”

Soziokulturelle Dimensionen des Bundeswehr-Einsatzes in Afghanistan

Maren Tomforde

Einleitung

Als ich vor fast vier Jahren meine Arbeit als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Sozialwissenschaftlichen Institut der Bundeswehr aufnahm, witzelten meine Ethnologenkollegen, dass ich einen wohl neuen „Stamm“ gefunden hätte. Und in der Tat, just wie bei meinen vorhergehenden ethnologischen Feldforschungen bei Bergvölkern in Nordthailand, verbrachte ich meine ersten Monate bei der Bundeswehr – zur Einarbeitung in meine spätere Forschungsarbeit zu den Auslandseinsätzen – mit dem Einleben in eine neue Kultur: Ich war mit mir (noch) fremden Verhaltensweisen und –normen konfrontiert und musste während eines vierwöchigen militärischen Trainings für Zivilpersonal – vom militärischen Handwerk ganz zu schweigen – zunächst einmal „anders gehen, anders stehen, anders reden“¹⁰⁹ lernen. Mein Forschungsalltag in den Einsatzgebieten der Bundeswehr zeigte denn auch, dass sich nicht nur die Bundeswehr an sich, sondern insbesondere die Kontingente der Auslandsmissionen durch interessante Subkulturen, die sich teilweise stark von der Alltagsrealität in Deutschland unterscheiden, auszeichnen und durchaus von ethnologischem Interesse sind.¹¹⁰ Da die Bundeswehr sich erst seit etwas mehr als zehn Jahren an Auslandseinsätzen beteiligt, lassen sich in den relativ jungen Einsätzen beispielweise sehr gut Prozesse der Herausbildung kollektiver Einsatzidentität sowie einsatzspezifischer Verhal-

¹⁰⁹ Den Spruch „Wir gehen anders, wir stehen anders, wir reden anders“ hat die Bundeswehr in den 1980er Jahren im Rahmen ihrer Nachwuchswerbung eingesetzt.

¹¹⁰ Bis auf wenige Ausnahmen klammert bisher nicht nur die Ethnologie, sondern auch die Politikwissenschaft und selbst die (Militär)Soziologie die wissenschaftliche Analyse militärischer Alltagskultur weitestgehend aus (Euskirchen 2005: 7; Leonhard/Werkner 2005; vgl. Apelt 2006: 26; Tomforde 2006).

tensweisen analysieren: „Meine rosa Uniform zeigt, dass ich dazu gehöre“, unterstrich ein Hauptfeldwebel zunächst erstaunlicherweise in Kabul in Anspielung auf seine ausgewaschene, leicht pinkfarbene Tropenuniform, die von deutschen ISAF-Soldaten in Afghanistan bewusst in Abgrenzung zu soldatischen Nicht-Kontingentangehörigen, die auf Stippvisite in die Einsatzländer kommen, getragen wird. Die pinkfarbene Uniform ist nur eins von unzähligen Beispielen dafür, dass während der Auslandseinsätze kulturelle Innovation mittels neu ausgehandelter, multipler Zuschreibungsprozesse fern von der Bundeswehr-Identität des Heimatlandes zu beobachten ist. Ziel des vorliegenden Beitrages ist es, Dynamiken soziokultureller Praxis sowie Muster institutioneller Festigung kollektiver Identitäten in den Auslandsmissionen nachzuzeichnen.

Der Begriff „soziokulturell“ bezieht sich im Laufe des Artikels auf das in der Ethnologie vorherrschende, alle Lebensbereiche und Praktiken umfassende Kulturverständnis („alles ist Kultur“) und schließt alle sozialen und kulturellen Aspekte gesellschaftlicher Gruppen inklusive ihrer Glaubens- und Wertesysteme mit ein. Kultur ist ein kollektives Phänomen, das von Menschen geteilt wird, die im selben sozialen Umfeld leben und agieren. Kultur ist einerseits Produkt menschlichen Handelns, andererseits sind die „Produzenten“ dieser Kultur auch Kulturträger. Die Beschäftigung mit Kultur zeigt die Art auf, wie wir die Welt erfahren und wahrnehmen. Es ist durch eben diese Kultur, dass Erfahrungen ihre Bedeutung erlangen und dass wir in Interaktion miteinander treten, weshalb Tim Ingold (2002: 330) im Rahmen eines postmodernen Kultur-Diskurses den Begriff „culturing“ einführt. Dieser verdeutlicht, dass Kultur eng verknüpft ist mit Praxis und seinen Akteuren und von dieser komplexen Alltagspraxis nicht losgelöst als ein abgrenzbares, unveränderbares, starres Objekt behandelt werden sollte. Die dem Text zugrunde liegende weitgefasste Definition von Kultur impliziert, dass im Rahmen dieses Beitrags einsatzspezifische Kultur(en) und Identitätsbildungsprozesse nur exemplarisch dargestellt werden können.¹¹¹

¹¹¹ Für eine Diskussion des Begriffs „Kultur“ in Abgrenzung zu Militärtraditionen oder Zivilisationen siehe Ben-Ari 1998: 3-4 und Jandora 1999: 542-543.

Am Beispiel des Bundeswehr-Einsatzes in Afghanistan wird im Laufe des Beitrags aufgezeigt, dass die Missionen inklusive spezifischer Handlungs- und Denkmuster der Soldaten eine Subkultur bzw. „Mikrokultur“ (Hannerz 1992: 73-77) der Bundeswehr darstellen. Wie andere „informelle Kulturen“ der Streitkräfte (wie z.B. die einzelnen Teilstreitkräfte oder Dienstgradgruppen) stellen die Einsätze und deren soziokulturelle Eigenheiten mittlerweile ein integrales Subsystem der Bundeswehr dar (siehe auch Soeters/Winslow/Weibull 2003: 238; Fujimura 2003: 136, 141-145; Rubinstein 2003: 16; Winslow 1997: 46, 53). Subkulturen in Organisationen entstehen dann, wenn eine Gruppe von Mitgliedern regelmäßig miteinander interagiert und sie sich selbst auch als spezifische Gruppierung identifiziert. Je komplexer das Zusammenleben beziehungsweise der Lebenskontext ist, desto mehr werden Mitglieder einer Organisation bemüht sein, diese Komplexität durch das Herausbilden subkultureller Strukturen zu reduzieren. Jede Subkultur entwickelt eine eigene Identität, kann sich selbst auch wieder in mehrere Subkulturen aufteilen und befindet sich in Abgrenzung zu anderen Subkulturen innerhalb einer Organisation. Die Unterteilung in Eigen- und Binnenwelt sowie in Fremd- und Außenwelt dient insbesondere in komplexen *settings* zur Orientierung und Identitätsbildung. In bezug auf die Bundeswehr im Auslandseinsatz wird die Anpassung an neue, komplexere Aufgaben und Strukturen nicht nur auf formeller Ebene, sondern und insbesondere durch spezifische soziokulturelle Praktiken während des Einsatzes vollzogen (vgl. Soeters/Winslow/Weibull 2003: 240). Es bildet sich in Folge dessen eine einsatzspezifische Gemeinschaft heraus, die sich sowohl von der Truppe im Heimatland als auch von der z.B. multiethnischen afghanischen Gesellschaft durch eigene Identität(en) und soziokulturelle Handlungs- und Denkmuster abgrenzt. Diese Muster werden in den seit nunmehr 1992 bestehenden *out-of-area*-Einsätzen von Kontingent zu Kontingent u.a. durch Mythen, Geschichten, Bilder, Rituale, Handlungsabläufe sowie durch die als Kulturträger agierenden Soldaten tradiert.

Der vorliegende Aufsatz basiert auf qualitativen und quantitativen Untersuchungen, die in den Jahren 2003 bis 2005 von Mitarbeitern¹¹² des Sozialwissenschaftlichen Instituts der Bundeswehr (SOWI) durchgeführt worden sind. Es wurden Soldaten (größtenteils Heeressoldaten) zu verschiedensten Fragestellungen (z.B. Motivationsverlauf, Belastungen, Umgang mit fremder Kultur, soldatisches Selbstverständnis, Belastungen) mittels halb- oder unstrukturierter, qualitativer Interviews sowie standardisierter Fragebögen befragt. Parallel dazu wurden Daten durch teilnehmende Beobachtung in Vorausbildungen, in den Feldlagern „Camp Warehouse“ und dem Bundeswehrlager in Kunduz, sowie in verschiedenen Bundeswehr-Nachbereitungsseminaren für Afghanistanrückkehrer erhoben.

Rahmenbedingungen der Auslandseinsätze

Nach 50-jährigem Bestehen und verschiedensten Transformationsprozessen dient die Bundeswehr nicht mehr strukturbestimmend der Landesverteidigung, sondern vornehmlich der Erfüllung von Verpflichtungen gegenüber den Bündnispartnern und den Anforderungen internationaler Konfliktverhütung und Krisenbewältigung in *out-of-area*-Einsätzen (vgl. Bredow 2006: 318-319). Die Bundeswehr befindet sich derzeit in einem Transformationsprozess in Richtung globale Einsatzarmee, die Seite an Seite mit den Bündnispartnern im Rahmen friedenerhaltender und –schaffender Maßnahmen weltweit eingesetzt ist (vgl. Gareis 2006; Tardy 2004). In den letzten zehn Jahren haben die deutschen Streitkräfte mit die größten Truppenkontingente für internationale Friedensmissionen gestellt. In 2005 waren monatlich circa 7.000 Bundeswehrsoldaten im Einsatz. Diese waren zu großen Zahlen in Bosnien und Herzegowina im Rahmen von SFOR (Stabilization Force), später umbenannt in EUFOR (EU Force), im Kosovo im Rahmen von KFOR (Kosovo Force) und in Afghanistan im Rahmen von ISAF (International Security Assistance Force) tätig. Seit 2006 sind bzw. waren auch größere Kontingente im Kongo (EUFOR RD CONGO) und vor der Küste des Libanons (UNIFIL) eingesetzt. Die beiden letztgenannten Einsätze fließen nicht in die Betrachtung des

¹¹² Jörg Keller, Maren Tomforde, Carola Reinholz vom SOWI sowie Heiko Biehl von der Führungsakademie der Bundeswehr (FüAk).

Artikels mit ein, da zu diesen Einsätzen (noch) keine abschließenden Forschungsergebnisse vorliegen.

Das erweiterte Einsatzspektrum und die gewachsene Anzahl internationaler Einsätze stellen die Bundeswehr vor neue und vielfältige Aufgaben. Auch die Akteure innerhalb der Bundeswehr, die Soldaten, reagieren auf diese neuen Anforderungen. Ihre Handlungsweisen und ihr soldatisches Selbstverständnis passen sich an die erweiterten Aufgabenbereiche und Dienstbedingungen an. In den Einsatzgebieten müssen sich die Soldaten z.B. auch an die Erfordernisse multinationaler Streitkräfte anpassen oder eng mit (internationalen) (Nicht-) Regierungsorganisationen zusammenarbeiten. Das militärische Aufgabenspektrum hat sich somit erheblich erweitert und reicht bisweilen bis weit in den zivilen Bereich hinein. Immer öfter nehmen Soldaten auch „konstabulare“ (Haltiner 2006: 519; Janowitz 1971: 417-442) Aufgaben, d.h. Polizeiaufgaben, humanitäre Hilfeleistungen oder Servicefunktionen bei der Stabilisierung der Konfliktregionen wahr. Soldaten, insbesondere Offiziere, müssen neben ihren militärischen nunmehr auch politische, diplomatische sowie interkulturelle Fähigkeiten aufweisen, um den mannigfachen Anforderungen der Einsätze gerecht werden zu können. Sukzessive werden die Auslandsmissionen ein integraler Bestandteil der Bundeswehr, die die Organisation nicht nur strukturell, sondern auch soziokulturell verändern (vgl. auch Bredow 2006: 314-319; Moskos 2000).

Bis auf wenige Ausnahmen (z.B. Busanschlag in Kabul in 2003, März-Unruhen im Kosovo in 2004) verliefen die *out-of-area*-Einsätze der Bundeswehr relativ friedlich und haben, abgesehen von den Einsätzen der Luftwaffe im Kosovo in 1999, keine Kampfhandlungen vonnöten gemacht. Bei einer Betrachtung der Auslandskontingente der Bundeswehr ist ferner zu beachten, dass sich über die letzten Jahre viele Gemeinsamkeiten der einzelnen Kontingente und Einsatzländer herauskristallisiert haben. Persönliche Einsatzerfahrungen können jedoch nach wie vor von mannigfachen Variablen unterschiedlich beeinflusst sein: z.B. von den Kameraden und dem Zusammenhalt der eigenen Einheit, von unmittelbaren und mittelbaren Vorgesetzten, von Rahmenbedingungen des Einsatzgebietes/Feldlagers, von der Jahreszeit des Kontingents (Sommer/Winter), von besonderen Vorkommnissen im Gastland sowie z.B. auch von der Herkunft der im Einsatz tätigen Verbände (Nord-/Süd-/West-/Ostdeutschland). Trotz dieser Vari-

ablen, die jedes Kontingent und persönliche Erfahrungen verschieden prägen, gibt es viele strukturbedingte, aber auch soziokulturelle Gemeinsamkeiten zwischen den unterschiedlichsten Einsatzkontingenten und –gebieten.

Bundeswehrangehörige werden in der Regel für einen Zeitraum von vier Monaten in die Einsatzgebiete entsandt. Die Teilnahme an einem Kontingent ist generell obligatorisch, wenn keine gesundheitlichen oder familiären Gründe gegen einen Dienst im Ausland sprechen. Es werden keine Wehrdienstleistenden in die Einsatzgebiete geschickt; diese können sich jedoch freiwillig länger verpflichten und als „Freiwillig länger Dienende“ an Auslandsmissionen teilnehmen. Zeit- oder Berufssoldaten melden sich in der Regel nicht freiwillig für die Teilnahme an einem Einsatz, da sie wissen, dass sie im Laufe ihrer Dienstzeit ohnehin mehrmals in die Einsatzgebiete entsandt werden. Die Motivation der Soldaten auf dem Balkan und am Hindukusch ist generell relativ hoch. Drei Viertel der Soldaten würde auch freiwillig ein weiteres Mal in den Einsatz gehen. Wenn eine Einheit oder weite Teile einer Kompanie oder Brigade eines Standorts Bestandteil eines Kontingents bei EUFOR, KFOR oder ISAF sind, fühlen sich die Angehörigen dieser militärischen Einheiten ohnehin nicht nur dienstlich, sondern auch moralisch verpflichtet, mit ihren Kameraden in den Einsatz zu gehen. Zudem stellt die Teilnahme an einem Auslandskontingent für die meisten Soldaten mittlerweile eine wichtige Initiation in die transformierte Bundeswehr dar, die es ermöglicht, Teil dieser „Armee neuen Charakters“ sein, bei den Kameraden „mitreden“ und karrierefördernde Qualifikationen aufweisen zu können (vgl. Tomforde 2006). Laut offizieller Bekundungen in Bundeswehrkreisen gewinnt eine „Bewährung im Einsatz“ und Einsatzerfahrung zunehmend an hoher Bedeutung bei Personalentscheidungen. Auch inoffiziell wird die Teilnahme an einem oder mehreren Einsätzen im Ausland von den bei den Forschungen befragten Soldaten als ein wichtiges Kriterium für weitere Beförderungen gesehen.

Die Kontingentangehörigen erhalten für ihren Dienst im Ausland eine steuerfreie Zulage, die eine wichtige Kompensation darstellt, die jedoch aus Sicht der Soldaten und der Angehörigen die Erschwernisse der Trennung von der Familie und dem gewohnten Umfeld nicht aufwiegen kann. Für die Angehörigen der Soldaten stellt der Auslandseinsatz eine mindestens ebenso große Belastung wie für die Sol-

daten dar (vgl. Tomforde 2006a). Laut Aussage vieler Einsatzsoldaten und ihrer Familien haben die Angehörigen zu Hause oftmals sogar die größere Last zu tragen, da sie den Alltag ohne den Mann, Partner und Vater gestalten müssen, während die Bundeswehr den Soldaten im Einsatz viele organisatorische Angelegenheiten abnimmt.

Das Lagerleben

Das alltägliche Leben in den Feldlagern der Bundeswehr gestaltet sich für die meisten Kontingentangehörigen relativ monoton: Die Feldlager sind räumlich abgegrenzte Einheiten, die nur die wenigsten Soldaten (circa nur 10 bis 25 Prozent der Kontingentangehörigen) aus sicherheitstechnischen Gründen mit einem dienstlichen Auftrag (z.B. für Aufbauarbeiten, Patrouillendienst, Kontaktaufnahme zur einheimischen Bevölkerung) verlassen dürfen. Die Feldlager zeichnen sich durch relativ kurze Wege zwischen den Schlaf-, Dienst- und Freizeitbereichen aus; die Joggingstrecken entlang der äußeren Zäune der Lager betragen z.B. im Durchschnitt nur drei Kilometer. Dies bedeutet, dass sich die Soldaten während einer viermonatigen Kontingenzzeit auf einem relativ begrenzten Raum bewegen, den sie nur gelegentlich für Dienstangelegenheiten oder seltene sogenannte Betreuungsfahrten zu Sehenswürdigkeiten des Gastlandes verlassen können.

Die Übergänge zwischen Dienst und Freizeit sind nicht nur durch die fehlende räumliche Trennung zwischen Arbeitsplatz und Wohnort fließend, sondern auch durch die Tatsache, dass innerhalb der Feldlager generell die Uniform getragen wird. Nur für sportliche Aktivitäten dürfen private, zivile Kleidungsstücke angezogen werden. Mit anderen Worten wird das Leben im Einsatz von uniformierten Soldaten (zumeist Männern¹¹³) geprägt. In der Regel sind zwischen mehreren Hundert und bis zu mehreren Tausend Mann, wie im „Camp Warehouse“ in Kabul, in einem Lager untergebracht. Es gibt jedoch auch Feldlager wie in Kunduz oder Masar-e-Sharif, die vornehmlich von der Bundeswehr aufgebaut worden sind und werden. Diese Lager wirken „deutsch“. Sie haben Straßen/Wege mit deutschen Namen und

¹¹³ Der Frauenanteil in den Auslandseinsätzen der Bundeswehr beträgt nach wie vor nicht mehr als sechs Prozent.

Verkehrsschilder. Es gilt die deutsche Straßenverkehrsordnung, die dazu beiträgt, dass man im Feldlager in Afghanistan für zu schnelles Fahren oder Falschparken von den Feldjägern einen deutschen Strafzettel erhalten könnte. Neben dem Großteil des militärischen Geräts kommen auch die Baumaterialien und Wohncontainer aus Deutschland, ebenso wie das Mobiliar, Gebrauchsgüter des täglichen Bedarfs sowie ein Großteil der täglichen Truppenverpflegung. So ist es prinzipiell möglich, dass ein Soldat für vier Monate in Afghanistan eingesetzt sein kann, ohne das Feldlager zwischendurch verlassen, ohne landestypische Speisen gegessen, die einheimische Währung gesehen oder eine der in diesem Land vertretenen Sprachen gehört zu haben. Stattdessen müssen sich die Kontingentangehörigen mit den Abläufen und Diensterfordernissen *innerhalb* des Feldlagers vertraut machen und sich dort ihr zeitlich begrenztes Leben fern der Familie und der Heimat unter den Kameraden einrichten. Aufgrund der Tatsache, dass die meisten Soldaten auf Vierbett- oder Zweibettunterkünften untergebracht sind, ist Privatsphäre im Einsatzgebiet ein rares Gut in einem Umfeld, in dem theoretisch jeder jeden beobachten und potentiell kontrollieren kann: sei es in den Gemeinschaftsunterkünften, dem Speisesaal, dem Fitnesszelt oder den sogenannten Betreuungseinrichtungen, in denen die uniformierten Soldaten abends bei einem Glas Bier entspannen, Musik hören, fernsehen und/oder Kicker spielen können. „Die Raumordnung [...] macht lückenlose Kontrolle möglich.“ (Apelt 2006: 34). Die Soldaten finden sich im Feldlager in Strukturen gleich einer „totalen Institution“ nach Erving Goffman (1973) wieder, die bestimmen, wer sie sind, wie und mit wem sie wann, wo, wie agieren oder auch von wem sie wie kontrolliert werden können.

Für die meisten Soldaten, die innerhalb eines Feldlagers (und nicht in einer außerhalb des Lagers eingesetzten Einsatzkompanie) tätig sind, findet der Dienst zwischen 7.30 und 18.30 Uhr statt. Am Sonntag beginnt er meist „erst“ um 13.00 Uhr. Während dieser langen Dienstzeit ist es jedoch oftmals möglich, Sport zu treiben oder den lokalen Frisör im Lager aufzusuchen. Durch die „kurzen Wege“, die idealtypischen Tagesabläufe von „aufstehen-Frühstück-antreten-Dienst-Mittagessen-Dienst-Abendessen-nach Hause telefonieren-Sport-Fernsehen/Betreuungseinrichtung-schlafengehen“ und die bereits bekannten Gesichter im Lager kann das Lagerleben auf die Dauer sehr monoton und eintönig werden. Hinzu kommt, dass der Alltag im Einsatz in der Regel

sehr überschaubar ist. Stress kommt meist „nur“ durch eine hohe Arbeitsbelastung oder durch negative Nachrichten aus der Heimat, aber nicht durch andere übliche alltägliche Stressmomente wie z.B. durch Staus auf dem Weg zur Arbeit, lange Schlangen an der Kasse, enerzierende Behördenpost oder kaputte Waschmaschinen auf. Dafür müssen die Einsatzsoldaten mit anderen permanenten, aber oft unterdrückten Belastungen klar kommen: latente Gefahr durch Minen und Bombenanschläge, extreme Klimabedingungen im Sommer wie Winter, hohe Luftverschmutzung und Feinstaub, Mehrmannstuben, fehlende Privatsphäre, Trennung vom gewohnten Umfeld zu Hause, monotones und stark geregeltes Lagerleben, Kontakt zu immer gleichen Leuten, sowie das tagtägliche Tragen der Uniform/schweren Stiefel und der P8-Pistole/des G36-Gewehrs, die jeder Soldat 24-Stunden „am Mann“ zu haben hat. Das Leben der Einsatzsoldaten wird somit einerseits von der potentiell bestehenden Gefahr außerhalb des Lagers sowie andererseits von Routine, Langeweile, zum Teil auch mangelnder Arbeitsauslastung und dem Gefühl des „Eingesperrtseins“ innerhalb des Lagers dominiert. Die Lagermonotonie gekoppelt mit der diametral gegenüberstehenden Gefährdungslage der Einsatzgebiete können bei einigen Soldaten leicht in den sogenannten „Lagerkoller“ und in unbewussten Belastungen münden, die nur in Extremsituationen herauskommen.

Um mit diesen bewussten und unterbewussten Belastungen zurecht zu kommen, wenden die Soldaten diverse Strategien an. So hegen sie z.B., wenn möglich, täglichen Kontakt zur Familie nach Hause, der per Telefon (meist Handy), Internet und Feldpost hergestellt wird. Der regelmäßige Austausch mit dem Partner und den Kindern scheint für viele Soldaten und deren Angehörigen ein Weg zu sein, um die räumliche Trennung überbrücken zu können. Ferner schicken viele Soldaten ihren Kindern und Partnerinnen zu Hause kleine Geschenke aus dem Marketenderladen des Lagers, während die Familien deutsche (z.T. saisonbedingte) Spezialitäten und Selbstgemachtes (wie Kekse oder Videos der Familie) in das Einsatzland senden. Um die Einsatzzeit erträglicher und überschaubarer zu gestalten, verfügen viele Soldaten daneben über einen „Kontingentalender“, auf dem die bereits abgeleiteten Einsatztage durchgestrichen werden. Andere schneiden für jeden vergangenen Tag einen Zentimeter von einem Maßband ab.

Während eines „idealtypisch“ verlaufenden Auslandseinsatzes der Bundeswehr dienen „Tapsi¹¹⁴-Parties“ zu Beginn, das „Bergfest“ in der Mitte und sogenannte Abflieger-Parties sowie die Vergabe der Einsatzmedaille im Rahmen der zeremoniellen *medal parade* am Ende eines jeden Kontingents der offiziellen sowie inoffiziellen rituellen Begleitung eines Einsatzes, die einzelne Phasen nach außen verdeutlicht und bestimmte Zeitpunkte eines viermonatigen Kontingents markiert. Die Maßnahmen des „Tagezählens“ und die Einsatzfeste erleichtern den Kontingentangehörigen die Trennung von der Familie. Der Einsatzzeitraum scheint überschaubarer. Durch die ungewisse Sicherheitslage, die mehrmonatige Trennung vom gewohnten sozialen Umfeld und die ungewohnte Tätigkeit in einem *out-of-area*-Einsatz wird die Teilnahme an einer Auslandsmission für viele Soldaten zu einer Erfahrung, die mit emotionalen Höhen und Tiefen verbunden ist. Diese Tiefen gilt es durch den intensiven Kontakt nach Hause, aber auch durch ein starkes Zusammengehörigkeitsgefühl, eine gute Kameradschaft sowie einsatzspezifische Aktivitäten und Handlungsmuster zu überbrücken.

Die Truppe als expatriate community

Fast alle Menschen, die sich in fremdkulturelle Zusammenhänge begeben, erleben auf die eine oder andere Weise einen Kulturschock. Bei den meisten Bundeswehr-Soldaten bleibt dieser Kulturschock in Afghanistan jedoch aus, da sie durch das vorwiegende Leben und Arbeiten im Feldlager nicht mit massiven Fremdheitserfahrungen konfrontiert sind, die bei einem „normalen“ Einleben in die Gastgesell-

¹¹⁴ Der inoffizielle Begriff „Tapsi“, der für „total ahnungslose Person sucht Infos“ steht, ist einer der vielen Akronyme und Begriffe, die Soldaten für bestimmte Phänomene des Auslandseinsatzes erfunden haben und die von Kontingent zu Kontingent, von Einsatzland zu Einsatzland weitergetragen werden. Von offizieller Seite wird dieser Terminus untersagt, da er diskriminierend wirken könnte. Begriffe wie dieser sind jedoch integraler Bestandteil einer informellen „Einsatzsprache“, die wiederum als wichtiger Aspekt subkultureller Strukturen im Auslandseinsatz gewertet werden kann (siehe auch Ben-Ari 1998: 11-14; Winslow 1997: 54).

schaften Afghanistans aufkommen würden. Stattdessen müssen sich die Kontingentangehörigen vielmehr in das Lagerleben enkulturieren und ein Teil der eigenen Einheit/Kompanie bzw. auch der (multinationalen) Lagergemeinschaft werden.

Durch den geringen (privaten) Kontakt, der generell aus sicherheitstechnischen Gründen zur Gesellschaft des Gastlandes besteht sowie durch die räumliche Eingrenzung des Lagerlebens der Soldaten, können die militärischen Feldlager und ihre Bewohner mit sogenannten *expatriate communities* verglichen werden (vgl. Sion 2004a: Chapter 6). Der Terminus *expatriate* bezieht sich normalerweise auf Migranten aus zumeist „westlichen“ Ländern, die für einen begrenzten Zeitraum im Ausland „in Übersee“ leben, um dort zu arbeiten, zu lehren, zu forschen oder missionarisch tätig zu sein. Das Leben der *expatriates* ist durch mehrere Faktoren charakterisiert, die auch auf die Einsatzsoldaten der Bundeswehr zutreffen: Expatriates sind nur für eine bestimmte Zeit im Gastland, stellen eine überschaubare Minderheit dar und haben gegenüber der afghanischen Gesellschaft zumeist eine privilegierte Position inne. Sie erlernen eine der einheimischen Sprachen, wenn überhaupt, nur oberflächlich und integrieren sich selten in die afghanische Alltagskultur, sondern pflegen die meisten sozialen Kontakte zu Ihregleichen. Durch moderne Kommunikationstechnologien, die eine schnelle, kostengünstige und enge Verbindung zu Familie und Freunden zu Hause nunmehr ermöglichen, wird die Notwendigkeit einer sozialen Eingliederung in die Gastgesellschaft noch weniger nötig als sie bei diesen Gruppen ohnehin schon war. Diese Faktoren bestimmen maßgeblich die Form und den Zusammenhalt der *expatriate communities* und ihre Erfahrungen im Ausland.

Feldlager der Bundeswehr und auch anderer Streitkräfte sind daher mit *expatriate communities* zu vergleichen. Darüber hinaus sind die Lager räumlich eingegrenzte „Enklaven“ des Heimatlandes, in denen alles deutsch bzw. französisch, britisch, italienisch, spanisch, kanadisch etc. ist. Die deutschen Soldaten sind während des Auslandseinsatzes eher mit fremdkulturellen Erfahrungen konfrontiert, wenn sie innerhalb des Feldlagers mit Kameraden anderer Nationen ihren Dienst verrichten müssen und/oder mit ihnen ihre dienstfreie Zeit verbringen, als durch regen Austausch mit der Bevölkerung des Gastlandes. Für die Zeit des Einsatzes ist das Feldlager sowohl formale Organisation, als auch Wohnort der Soldaten: die Grenzen zwischen

den drei Bereichen Schlafen, Freizeit und Arbeit verschwimmen oder sind zum Teil nicht mehr existent. Gleichzeitig existieren klare Grenzen zur Zivilgesellschaft, sowohl sozial als auch geographisch (Winslow 1997: 47). Es wird klar zwischen den Sphären „drinnen“ und „draußen“ unterschieden.

In dem Innenbereich gelten nicht nur andere Normen, Verhaltensweisen, Regeln und gesetzliche Vorschriften als im Außenbereich, sondern auch die Kleidung, die medizinische Versorgung sowie die steuerfreien Einkaufsmöglichkeiten unterscheiden sich zum Teil drastisch von der Wirklichkeit der Einsatzgebiete. Die medizinische Versorgung eines Feldlagers entspricht in der Regel der eines deutschen Kreiskrankenhauses. In den sogenannten „Tante Emma-Läden“ sind Waren des Alltagsbedarfs zu erstehen, zu der z.B. die Zivilbevölkerung Afghanistans zum Teil nur schwer oder gar keinen Zugang hat: unterschiedlichste Sorten Alkohol, Süßigkeiten, Hygieneartikel oder auch Parfums. In den Betreuungseinrichtungen sind die steuerfreien alkoholischen und nicht-alkoholischen Getränke so günstig, dass die Soldaten sich leicht gegenseitig zu „Trinkrunden“ einladen können. Diese Praxis dient nicht nur dem Spaß am Konsum berauschender Alkoholika, sondern fördert auch auf Reziprozität basierende Kameradschaftsnetzwerke sowie den inneren Zusammenhalt (vgl. Winslow 1997: 80-81). Das Feldlager stellt also im wahrsten Sinne eine Welt für sich dar, die losgelöst von ihrem afghanischen Umfeld zu existieren scheint; eine Mikrogesellschaft, die autark ist (vgl. auch Lang 1965: 840-845).

Die zweite Sozialisation

Die sozialen Kontakte während eines Einsatzes konzentrieren sich somit auf das militärische Einsatzumfeld, an das sich die Soldaten anpassen müssen und in das sie mittels einer sogenannten „zweiten Sozialisation“¹¹⁵ enkulturiert werden. Abschluss dieser Sozialisation stellt die *medal parade* am Ende eines jeden Kontingents dar, während der die Soldaten für ihre Auslandsdienste mit einer Medaille ausgezeichnet werden. Der Begriff der Sozialisation steht für den Prozess

¹¹⁵ Zum Thema „Militärische Sozialisation“ siehe auch Apelt 2006.

des Mitgliedwerdens in einer Gesellschaft. Es handelt sich dabei um einen Prozess der Entstehung und Entwicklung der Persönlichkeit in wechselseitiger Abhängigkeit von der gesellschaftlich vermittelten sozialen und materiellen Umwelt. Das Individuum ist dabei nicht nur passiver Rezipient gesellschaftlicher Normen und Werte, sondern verarbeitet Einflüsse und Inputs der Umwelt und lässt sie auf verschiedenste Weisen auf die subjektive Wahrnehmung eigener Identität wirken. Das Selbstbild ist somit sowohl Resultat der Fremd- als auch Selbst-Sozialisation (Apelt 2006: 27).

Soldaten werden während der Grundausbildung und auch während ihres soldatischen Dienstes danach in das spezifische militärische Handwerk eingewiesen, das unter anderem den absoluten Gehorsam und das Handwerk des Verletzens und Tötens beinhaltet. Ihnen werden militärische Werte wie z.B. Gehorsam, Disziplin, Loyalität, Tapferkeit und Opferbereitschaft mit auf den Weg gegeben. Ferner spielen Zeichen der (Hyper-)Männlichkeit, das kameradschaftliche Zusammengehörigkeitsgefühl sowie normenkonformes Verhalten eine zentrale Rolle (siehe auch Rohall/Ender/Matthews 2006: 61; Titunik 2000: 240). Somit durchlaufen die Soldaten eine ganz besondere Art der Sozialisation, die sich in Werten, Normen und Verhaltensweisen klar vom zivilen Bereich unterscheidet.

Während des Auslandseinsatzes findet die Sozialisation zum Einsatzsoldaten mehr auf informeller, denn auf formeller Ebene statt. Für die militärische Führung muss der Soldat im Einsatz seinen Dienst genauso leisten wie am Heimatstandort, bloß unter erschwerten Bedingungen. Um mit den neuen Rahmenbedingungen in einem Einsatzland wie Afghanistan und stark veränderten Anforderungen auch psychisch fertig zu werden, bereiten sich die Kameraden neben den offiziellen Ausbildungsabschnitten auch gegenseitig auf die Belastungen der Einsätze vor und geben ihr einsatzspezifisches Wissen von Kontingent zu Kontingent, von Kamerad zu Kamerad weiter. Als Ergebnis dieses informellen Prozesses sowie der einsatzspezifischen Erfahrungen bilden die Soldaten eine neue Identität des „multinationalen, militärischen Einsatzprofis“ heraus, dessen Entwicklung durch den formellen Ritus der *medal parade* abgeschlossen wird.

Die meisten Soldaten kommen somit nicht ohne Vorerfahrungen über die Abläufe im Feldlager und Einsatzgebiet nach Afghanistan. Durch

Geschichten, Einsatzmythen¹¹⁶, Witze, Lieder, Bilder, Kontingentbücher und persönliche Kontakte zu Kameraden bringen sie ein gewisses Vorwissen, konkrete Erwartungen und Vorstellungen in den Einsatz mit. Soldaten konditionieren sich durch Erzählungen und Bilder gegenseitig und tragen somit zur Konstitution sowie dem Erhalt subkultureller Strukturen im Einsatz bei: „Storytelling is an important part of military life and in the stories are hidden meanings, underlying messages about correct and incorrect behaviour.“ (Winslow 1997: 59) Die Weitergabe von Mythen und Geschichten schafft enge Verbindungen und Solidarität unter den Soldaten, da unterstrichen wird, dass alle „in einem Boot“ sitzen und mit den gleichen Schwierigkeiten und Belastungen konfrontiert sind, egal ob Mannschaftssoldat oder Offizier, egal ob für den Küchendienst im Feldlager oder außerhalb des Lagers im Patrouillendienst eingesetzt. Dieser rege Austausch zwischen einsatzerfahrenen und einsatzunerfahrenen Soldaten in Deutschland und in Afghanistan trägt maßgeblich dazu bei, dass soziokulturelle Aspekte der Einsätze von Kontingent zu Kontingent weitergetragen werden. Soldaten, die bereits mehrmals an einer *out-of-area*-Mission teilgenommen haben, können als wichtige Kulturträger angesehen werden, die (unbewusst) den Fortbestand einsatzspezifischer Subkulturen unterstützen.

Bildung von Einsatzidentität: Wir- und Sie-Gruppen

Auslandseinsätze verlangen nach komplexen Identitätsstrategien, da die Soldaten nicht mehr nur Teil ihrer Einheit oder nationalen Streitkraft, sondern auch Teil von Einsatzkontingenten, -Brigaden und multinationalen Verbänden sind und somit homogene Identitätsmuster obsolet geworden sind. Die neue Situation in den *out-of-area*-Missionen erfordert komplexere Identitätsstrategien.

¹¹⁶ Mythen sind tradierte Geschichten, die prinzipielle Weltanschauungen einer Gruppe widerspiegeln. Sie erklären und interpretieren Glaubens- und Verhaltensweisen, erklären den Ursprung einer Gruppe/eines Volkes und überliefern Informationen über korrektes sowie inkorrektes Verhalten. Sie erzeugen Vertrauen in das übergeordnete Ganze (Weiner 2002: 387).

Ebenso wie der Begriff „Kultur“ ist auch der Terminus „Identität“ zu einer viel strapazierten Schlüsselvokabel für unterschiedlichste Phänomene geworden. Im Rahmen des Artikels wird die gruppenspezifische Identitätsbildung, d.h. die kollektive Identitätsbildung als das Stiften einer gemeinsamen Vorstellungswelt in Abgrenzung zu Fremdbildern verstanden, die sich auf ein Repertoire an Erinnerungen bezieht und die ständige Aktualisierung der Handelnden bedarf. Somit ist Identität losgelöst von festen Orten und bedarf einer immerwährenden Einbettung in aktuelle Kontexte (Rammert 2001: 18). Kollektive Identitäten sind das historische Resultat von bindungsstiftenden Praktiken, Semantiken und Strukturen, in denen ein Wir-Gefühl gegenüber Anderen durch ritualisierte Handlungen und schematisierte Deutungen geformt und gefestigt wird. Sie erwachsen einer kollektiven Interaktion konkurrierender Gruppen, in denen Selbstbilder mit Fremdzuschreibungen in nicht immer intendierter Weise in Wechselwirkung gebracht werden. In der Alltagspraxis ist Identität als Resultat eines wechselseitigen Austauschprozesses zwischen Eigenem und Fremdem nie statisch, sondern erfährt immer auch situative Umformulierungen (Rammert 2001: 11, Barth 1969). Dies bedeutet jedoch im Umkehrschluss nicht, dass Individuen oder Gruppen ihre Identitäten *hyperflexibel* anpassen oder gar wechseln. Identitäten sind weder angeboren und statisch, noch permanent veränder- und austauschbar (Reckwitz 2001: 34). Stattdessen sind kollektive Identitäten das Ergebnis von Fremd- und Selbstzuschreibungen, die auf Zugehörigkeiten, tradierte Erzählungen und Bilder rekurren, sich zu Selbstverständnissen verdichten und der jeweiligen Situation anpassen.

Für Gruppen besteht die Möglichkeit variierender Selbstzuschreibungen und bindungsschaffender, produktiv imaginären Praktiken, die der Aushandlung von Identitäten und Macht dienen (vgl. Anderson 1983). Gruppengrenzen müssen zum Teil uminterpretiert oder neu gezogen werden, da Unterschiede – je nach Situation – kreiert oder negiert werden müssen, um Kohäsion einer Gruppe zu erreichen. „It is society dressed as community, which produces the emotional cohesion of these we-groups.“ (Elwert 2002: 39).

Auch Soldaten müssen im Auslandseinsatz Situationen neu aushandeln beziehungsweise sich den neuen Gegebenheiten anpassen. Wichtige Bezugspunkte kollektiver Identität während der Missionen sind die Bundeswehr, die Nation Deutschland, das Kontingent, die UN

Peacekeeping-Truppen, die eigene Einheit. Je nach Ort und Situation wird der eine oder andere Bezugspunkt stärker hervorgehoben. Beispielsweise überwiegt im Feldlageralltag bei den Soldaten die Selbstdefinition als Angehöriger einer bestimmten Einheit. Treten sie in Kontakt mit italienischen oder französischen Kameraden, mit denen sie gemeinsam im multinationalen Stab den Dienst verrichten, besteht ein starker Bezug zu einer bundeswehrspezifischen Selbstdefinition. Verlassen die Männer und Frauen das Feldlager, müssen sie sich gegenüber der lokalen Bevölkerung abgrenzen und der internationalen Friedenstruppe zuordnen. Während internationale Kameraden *im* Feldlager kaum extra begrüßt werden, so wird *außerhalb* des Lagers jedem ausländischen Kameraden und jedem Auto mit UN-, NATO- oder EU-Kennzeichen extra zugewunken und eine internationale Einsatzsolidarität zum Ausdruck gebracht. Zurück in der Heimat, kehren die Soldaten im Gespräch mit anderen Kameraden ihre Zugehörigkeit zu einem spezifischen Kontingent, zu einer ISAF- oder auch EUFOR- oder KFOR-Truppe heraus.

Wie bereits oben aufgezeigt, finden die meisten sozialen Kontakte während eines Einsatzes unter den Soldaten statt; eine gute und enge Kameradschaft ist ein wichtiger Faktor während eines jeden Kontingents. Die Soldaten müssen wissen, dass sie sich im Ernstfall auf ihre Kameraden blind verlassen können. Zudem fungieren die Kameraden als wichtige Ansprechpartner in einem Einsatzland wie Afghanistan, die sozialen Halt fernab der Heimat bieten können. Die Belastungen des Einsatzes wie die Trennung von der Familie, die latente aber permanent bewusste Gefahr, die längeren Dienstzeiten, die fehlenden Wochenenden, der ständige *Dresscode* auch außerhalb der Dienstzeiten verbindet die Soldaten. Die Schaffung gemeinsamer Identität hilft, Schwierigkeiten vor Ort und die Trennung von zu Hause leichter zu überwinden.

Ein Beispiel für die im Auslandseinsatz entstehende *corporate identity* sind kleine, meist vorschriftswidrige, Veränderungen der Uniform, die bei der Bundeswehr im Heimatland weder zu finden noch erlaubt wären. Beispielsweise tragen viele Kontingentangehörige aller Dienstgradgruppen während des Einsatzes Namensschilder, die einen flecktarnfarbenden Untergrund aufweisen, auf denen neben dem Namen auch die Flagge Deutschlands und der NATO oder eines Bündnispartners aufgestickt sind. Teilweise tragen diese Namensschilder nicht den

tatsächlichen Namen des Trägers, sondern Spitznamen oder andere Aufschriften. Für die meisten Soldaten stellt die Einheit/Kompanie im Einsatz so etwas wie eine „Ersatzfamilie“ dar. Mitglieder bekommen ihre eigenen (Kose-)Namen, werden in die Gruppe integriert und somit in das „Verwandtschaftssystem“ Bundeswehr aufgenommen. „A home away from home“ wird im wahrsten Sinne des Wortes kreiert und durch die veränderten Namensschilder symbolisiert (Winslow 1997: 70).

Ferner werden von in Afghanistan eingesetzten Soldaten neben dem ISAF-Logo am Hemdsärmel zusätzlich noch kompaniespezifische Aufnäher mit eigens für das Kontingent entworfenem Logo getragen. Diese „Kontingentaufnäher“ sind meistens vorher vom Verteidigungsministerium genehmigt worden, andere wiederum nicht. Im Einsatz werden von den Vorgesetzten einige Veränderungen der Uniform ohne Extragenehmigung geduldet, da sie den soldatischen Zusammenhalt fördern. Bei ISAF ist es ferner üblich, bewusst die helle Tropenuniform anzuziehen, die bereits stark verwaschen ist und einen leichten Rosaton aufweist. Dies ist ein einfacher Weg für die Soldaten, um sich als Kontingentangehörige von den zahlreichen soldatischen Besuchergruppen abzuheben und zu demonstrieren, dass sie zur „Innen-Gruppe“ des Einsatzes gehören und die eigentliche Arbeit des Kontingents leisten: „Meine rosa Uniform zeigt, dass ich dazu gehöre“. Auch Militärethnologin Donna Winslow hat bereits die besondere Rolle von Uniformen und Aufnähern für die Identitätsfindung von Soldaten betont:

„Uniforms and badges communicate much about our place in the military. [...] Uniforms describe which service you are in, while badges mark your place in hierarchy.“ (Winslow 1997: 55,56).

Symbole, d.h. Zeichen mit einer außerhalb des Objekts liegenden Bedeutung, sind in allen militärischen Organisationen omnipräsent. Sie erzeugen und erhalten Hierarchie und Ordnung, schaffen Identität und Gefühle der Zusammengehörigkeit sowie des Stolzes auf die eigene Einheit, das Bataillon, die Nation oder das multinationale Bündnis. Durch die veränderten Einsatzuniformen wird Zusammenhalt und Identität unter den Soldaten geschaffen und Solidarität nach außen demonstriert. Die Uniformen stellen wichtige Symbole soldatischer Einsatzidentität dar. Auch in Deutschland ist diese Praxis innerhalb

der Bundeswehr bekannt: Durch das Tragen von verwaschenen und zum Teil sogar verschlissenen Kampfanzügen setzten sich „alte Hasen“ von Soldaten ab, die erst seit kurzem dienen. Schon immer und überall auf der Welt stellen Kleidung, Name, Frisur oder anderer persönlicher Schmuck für Individuen eine Art Identitätsausrüstung zur Aufrechterhaltung der persönlichen Fassade dar (Goffman 1973: 30ff.).

Das Tragen einer besonderen Uniform, die „Identitätsmarker“ wie eine bestimmte Farbe oder Aufnäher aufweist, verdeutlicht, wie wichtig es für die Kameraden ist, deutliche Zeichen der Zugehörigkeit zu einer „Wir-Gruppe“ zu tragen und sich gleichzeitig von der „Sie-Gruppe“, die situational aus Besuchern, Kameraden anderer Einheiten / Feldlager / Nationen bestehen kann, zu unterscheiden. Abgrenzung ist wichtig, um Zusammenhalt innerhalb der eigenen Gruppe zu schaffen. Bei den Soldaten bildet sich somit eine neue, soldatische Identität heraus, welche die militärischen, politischen, soziokulturellen und psychologischen Erfahrungen der Soldaten in (multinationalen) Auslandseinsätzen mit beinhaltet und während des Friedenseinsatzes generierte internalisierte Normen und Werte aufweist.

„Social free zones“: Swimmingpools, Witze und Totenköpfe

Um üble Nachrede, Gerüchte, Gerede sowie eine erhöhte Aufmerksamkeit gegenüber jeglichem Fehlverhalten zu vermeiden, achten die Soldaten generell sehr darauf, sich „im öffentlichen Raum“ des Feldlagers den normativen Regeln entsprechend zu verhalten. Um sich dieser öffentlichen Kontrolle durch potentiell jeden Kameraden auch mal entziehen zu können, schaffen sich die Soldaten auf verschiedenste Weisen „social free zones“, im wörtlichen als auch übertragenen Sinne (Soeters/Winslow/Weibull 2003: 245). Ein gutes Beispiel für diese „social free zones“, die zeitweilig vor der omnipräsenten sozialen Kontrolle durch Kameraden, insbesondere durch Vorgesetzte,

schützt, sind die informellen, meist versteckten „Relaxzonen“¹¹⁷, die nicht nur Feldlager der Bundeswehr in Afghanistan, sondern auch an anderen Einsatzorten aufzuweisen haben. Die Soldaten richten sich hinter den Dienst- oder Unterkunftsbereichen kleine, private Aufenthaltsbereiche ein, die oft per Tarnnetz vor neugierigen Blicken „von außen“ geschützt sind. So haben sich beispielsweise Soldaten im Feldlager in Kunduz in ihrem Wohnbereich einen kleinen, eingegrenzten Bereich gestaltet, in dem Liegestühle für das „private“ Entspannen nach Dienstschluss bereitstehen. Auch kleine Swimmingpools, Whirlpools oder Ausblicksterrassen auf den Dächern von Containergebäuden (die meist von der Führung stillschweigend geduldet werden) sind keine Seltenheit. In den versteckten „Relaxzonen“ kann auch mal die Uniform abgelegt und z.B. in Badehose gesonnt werden. Derartige inoffizielle Räume, die neben den offiziellen Versammlungsorten bestehen, sind wichtige Rückzugsorte für die Soldaten. Hier können sie sich in kleineren Gruppen nach dem Dienst zurückziehen, in einem etwas privateren Ambiente als in den Betreuungseinrichtungen verweilen und sich dem Blick Dienstgradhöherer oder anderer Kameraden entziehen, deren Loyalität sie sich nicht hundertprozentig sicher sein können. Die Soldaten schaffen sich somit „Auszeiten“ sowohl von militärischer Disziplin, sozialer Kontrolle als auch, im begrenzten Maße, von der Einsatzrealität.

Es zeigt sich, dass informelle Gruppennormen auch und insbesondere unter Kameraden im Einsatzgebiet von signifikanter Bedeutung sind:

¹¹⁷ Diese informellen „Relaxzonen“ sind insbesondere für deutsche Feldlager typisch. Der *deutsche Arbeitsethos*, der auch innerhalb der Bundeswehr sehr hoch gehalten wird, verbietet während der Arbeit ein für alle sichtbares Entspannen im öffentlichen Raum – insbesondere für Einsatzsoldaten, die prinzipiell 24-Stunden lang im Dienst sind. Andere Nationen handhaben dies anders: Z.B. gibt es im österreichisch-schweizerisch geprägten Feldlager in Suva Reka (Kosovo) in der Mitte des Feldlagers einen großen „Feuerlöschteich“, der einem Schwimmbad sehr, sehr ähnlich sieht und von einer Liegewiese mit Duschen umgeben ist. Kletterwände und Tennisplätze stehen zur weiteren Zerstreuung bereit. Italienische Lager wiederum verfügen in der Regel über Cafés, in denen Soldaten zu jeder Tageszeit ihren Espresso zu sich nehmen und in der Sonne verweilen können, wenn es wenig zu tun gibt.

„It may be assumed [...] that self-steering by way of informal group norms is an alternative to imposing general military discipline.“ (Soeters/Winslow/Weibull 2003: 243). Die informellen Aktivitäten in den privaten Entspannungsbereichen stellen den sozialen Zusammenhalt unter den Kameraden her. Geschichten, lustige Anekdoten und Witze werden erzählt und untereinander verbreitet. Durch einen für Soldatengruppen typischen Humor und Geschichtenerzählen wird die monotone Einsatzrealität durchbrochen und erträglicher gemacht (vgl. auch Ben-Ari/Sion 2005: 657). Ferner trägt der subtile Humor dazu bei, gruppeninterne Beziehungen zu regeln, Innen- und Außengruppen zu konstituieren und bewahren sowie Feindseligkeiten unter Gleichgesinnten zu regeln (Ben-Ari/Sion 2005: 667; Mulkay 1988: 134). Die israelischen Ethnologen Eyal Ben-Ari und Liora Sion, die sich mit dem Thema „Humor unter Militärangehörigen“ eingehend beschäftigt haben, fassen zusammen:

„Thus humour, and more generally expressive behaviour, allows troops a release from the boredom and tediousness that mark their daily lives (Ben-Ari/Sion 2005: 658).

Humor ist ein integraler Bestandteil von den meisten Gruppen und bildet den Anfangspunkt der meisten sozialen Beziehungen (vgl. Fine 1984; Douglas 1968). Er erzeugt Zusammenhalt und eine freundliche Atmosphäre, die die Integration von Neulingen erleichtert und ihnen gleichzeitig Werte und Normen des sozial erwarteten Verhaltens aufzeigt (Cosser 1960: 85-87). Gegenüber Nicht-Mitgliedern / Außenseitern / Fremden dienen Witze und Frotzeleien der Grenzziehung und dem Ausschluss aus der (konstruierten, imaginierten) Gemeinschaft. In militärischen Zusammenhängen sind Witze und Possen eine wichtige Wirkkraft, die Kameradschaft, Motivation und Identität erzeugen. Individuen können ferner durch humorvolles Verhalten und Lachen Stress und Belastungen abbauen, sowohl in psychischer als auch physischer Hinsicht. Für die Soldaten im Afghanistan-Einsatz gehören Anekdoten und Frotzeleien auf Kosten anderer zur „social free zone“ im weitesten Sinne, in der sie sich fern von Hierarchie und Vorgesetzten witzelnd über heikle Themen austauschen können. Das „we were only joking“ schafft einen „sicheren“ Bereich für Kritik an Vorgesetzten und das Austesten von Grenzen. Kameradschaftsgruppen schaffen sich so eine informelle Domäne im militärischen Bereich, die sie

selbst konstituieren und in der ansonsten sehr fremdbestimmten Umgebung dominieren können (vgl. Ben-Ari/Sion 2005: 659-661).

Die negativsten Seiten dieser „social free zones“ wurden im November 2006 der deutschen Öffentlichkeit bewusst, als Bilder veröffentlicht wurden, auf denen Bundeswehrsoldaten mit in Afghanistan gefundenen Totenköpfen auf verschiedenste, z.T. sexistisch-martiale Weise posieren. Offenbar handelt es sich hier um eine Praxis, die von Angehörigen verschiedenster ISAF-Kontingente praktiziert worden ist. Die Gründe für diese archaisch anmutenden „Totenkopf-Rituale“, die den Feind unter anderem erniedrigen und das Selbst überhohen, sind sicherlich vielschichtiger Natur und können hier nicht erörtert werden. Im Kontext dieses Artikels ist es jedoch wichtig zu betonen, dass Kameradschaftsgruppen durch informelle Verhaltensweisen nicht nur Gruppenidentität und Ventile für Belastungen schaffen können, sondern auch einen Rahmen für normenverletzende Praktiken. Selbst wenn nicht alle mit diesen Praktiken übereinstimmen, werden sie von der Gemeinschaft gedeckt, um nicht den für das eigene (soziale) Überleben wichtigen Gruppenzusammenhalt zu gefährden und als Außenseiter dazustehen. Normenverletzende Eigendynamiken, die informelle Verhaltensweisen von Kameradschaftsgruppen entwickeln können, wurden auch bereits in anderen militärischen Kontexten beobachtet:

„Thus, unofficial patterns of behaviour conflicting with official organizational demands seem to coexist with the official patterns. This obviously is an indicator of fragmentation of the military culture, which may lead to problems on the subject of military performance and the retention of personnel.“ (Soeters/Winslow/Weibull 2003: 251).

Glücklicherweise bleiben die negativen Seiten informeller Verhaltensmuster unter Soldaten auf wenige Ausnahmen reduziert. Für die Mehrheit tragen Zeremonien, Sitten und Gebräuche, Gepflogenheiten und strikte Regeln dazu bei, ihm oder ihr einen festen Platz in der militärischen Alltagswelt zuzuweisen. Der Soldat ist aufgehoben in der Gemeinschaft der Kameraden, die gemeinsam für die Nation und/oder das jeweilige Bündnis militärischer Partner eintreten und den Sinn für ihr Handeln in Werten wie Freiheit, Demokratie und eine friedliche Weltordnung finden (Euskirchen 2005: 26). Das Militär ist eine „Ordnung in der Ordnung“ (Euskirchen 2005: 29), das die Soldaten nicht nur in die Armee, sondern immer auch in den bürgerlichen Staat integ-

riert und, im Falle der multinationalen Auslandseinsätze, für eine Bekräftigung der übergeordneten Struktur und des inneren Zusammenhalts der Staaten untereinander eintritt.

Fazit

Dieser Artikel hat aufgezeigt, dass die Einsatzteilnahme als zweite Sozialisationsinstanz für die Soldaten in eine transformierte Bundeswehr wirkt. Die Teilnahme trägt dazu bei, die Soldaten vor Ort in Auslandseinsätzen wie dem ISAF-Einsatz in Afghanistan in ihr neues Aufgabenfeld zu initiieren und sie in die (multi-)nationale „Einsatzkameradschaft“ zu sozialisieren. Die Einsatzteilnahme ist somit als wichtiger Übergang vom „klassisch“ ausgerichteten Soldaten zum Einsatzsoldaten in einer neu strukturierten bzw. transformierten Bundeswehr zu werten. Am Beispiel von Untersuchungen des Bundeswehr-Einsatzes in Afghanistan wurde aufgezeigt, dass sich im Laufe der letzten Jahre in deutschen Einsatzgebieten ferner soziokulturelle Handlungs- und Denkmuster sowie einsatzspezifische Identitäten entwickelt haben, die in ihrer Gänze dazu beitragen, dass die Auslandsmissionen subkulturelle Strukturen angenommen haben, die nicht nur die Bundeswehr in struktureller, sondern sukzessive auch in soziokultureller Hinsicht beeinflussen werden.

Literatur

Anderson, Benedict (1983): *Imagined Communities: Reflections on the Origin and Spread of Nationalism* (London: Verso).

Apelt, Maya (2006): „Militärische Sozialisation,“ in: Gareis, Sven / Klein, Paul (Eds.): *Handbuch Militär und Sozialwissenschaft* (Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften), 26-39.

Barth, Fredrik (1969): „Introduction,“ in: Fredrik Barth (Ed.): *Ethnic Groups and Boundaries* (London: George Allen and Unwin) pp. 9-38.

Baumann, Zygmunt (1999): *Culture as Praxis* (London - Thousand Oaks - New Delhi: Sage).

Ben-Ari, Eyal (1998): *Mastering Soldiers: Conflict, Emotions, and the Enemy in an Israeli Unit* (New York – Oxford: Berghahn Books).

Ben-Ari, Eyal / Sion, Liora (2005): “‘Hungry, Weary and Horny’: Joking and Jestng among Israel’s Combat Reserves,” in: *Israel Affairs*, Vol. 11, No. 4, 655-671.

Bredow, Wilfried von (2006): „Kämpfer und Sozialarbeiter – Soldatische Soldatenbilder im Spannungsfeld herkömmlicher und neuer Einsatzmissionen,“ in: Gareis, Sven / Klein, Paul (Eds.): *Handbuch Militär und Sozialwissenschaft* (Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften), 314-321.

Coser, Rose Laub (1960): “Laughter among Colleagues: A Study of the Social Function of Humour among the Staff of a Mental Hospital,” in: *Psychiatry*, Vol. 2, 81-95.

Douglas, Mary (1968): “The Social Control of Cognition: Some Factors in Joke Perception,” in: *Man*, Vol., No. 3, 361-376.

Durkheim, Emile (1999): *Über soziale Arbeitsteilung: Studie über die Organisation höherer Gesellschaften* (Original franz. 1930 „De la division du travail social“, Paris) (Frankfurt a.M.: Suhrkamp).

Elkin, Henry: Aggressive and Erotic Tendencies in Army Life, in: *American Journal of Sociology* No. 51, 1946. Check in Winslow

Elwert, Georg (2002): “Switching Identity Discourses: Primordial Emotions and the Social Construction of We-Groups,” in: Schlee, Günther (Ed.): *Imagined Differences: Hatred and the Construction of Identity* (Münster, Hamburg, London: LIT), 33-54.

Euskirchen, Markus (2005): *Militärrituale: Analyse und Kritik eines Herrschaftsinstruments* (Köln: Papy Rossa).

Fine, Gary A. (1984): “Humorous Interaction and the Social Construction of Meaning: Making Sense in a Jocular Vein,” in: *Studies in Symbolic Interaction*, Vol. 5, 83-101.

Fujimura, Clemtine (2003): “Integrating Diversity and Understanding the Other at the U.S. Naval Academy,” in: Frese, Pamela / Harrell, Margaret (Eds.): *Anthropology and the United States Military: Coming of Age in the Twenty-first Century* (New York – Hampshire: Palgrave Macmillan), 135-146.

Gareis, Sven (2006): “Internationale Friedensmissionen im Rahmen der Vereinten Nationen,” in: Gareis, Sven / Klein, Paul (Eds.): *Hand-*

buch Militär und Sozialwissenschaft (Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften), 226-237.

Goffman, Erving (1973): *Asyle: Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen* (Frankfurt: Suhrkamp).

Haas, Harald und Kernic, Franz (1998): *Zur Soziologie von UN-Peacekeeping-Einsätzen* (Baden-Baden: Nomos).

Haltiner, Karl (2006): „Vom Landesverteidiger zum militärischen Ordnungshüter,“ in: Gareis, Sven / Klein, Paul (Eds.): *Handbuch Militär und Sozialwissenschaft* (Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften), 518-526.

Hannerz, Ulf (1992): *Cultural Complexity: Studies in the Social Organisation of Meaning* (New York: Columbia University Press).

Ingold, Tim (2002): „Introduction to Culture,“ in: Tim Ingold (Ed.): *Companion Encyclopedia of Anthropology: Humanity, Culture and Social Life* (London - New York: Routledge), 329-349.

Jandora, John (1999): „War and Culture: a Neglected Relation,“ in: *Armed Forces & Society*, Vol.: 25, No. 4, 541-556.

Janowitz, Morris (1971): *“The Professional Soldier: A Social and Political Portrait.* (New York: New Press)

Lang, Kurt (1965): „Military Organizations,“ in: J. G. March (Ed.): *Handbook of Organisations* (Chicago: Rand McNelly), 838-878.

Leonhard, Nina / Werkner, Jacqueline (2005): „Einleitung: Militär als Gegenstand der Forschung,“ in: Nina Leonhard / Jacqueline Werkner (Eds.), *Militärsoziologie – Eine Einführung* (Berlin: Verlag für Sozialwissenschaften), 13-22.

McCoy, Alfred William (1995): „Same Banana: Hazing and Honor at the Philippine Military Academy,“ in: *The Journal of Asian Studies*, Vol. 54, 689-726.

Moskos, Charles (1988): „Institutional and Occupational Trends in Armed Forces,“ in Charles Moskos/Frank Wood (Eds.): *The Military: More Than Just a Job?* (Washington: Pergamon & Brassey's), 15-26.

Moskos, Charles (2000): „Toward a Postmodern Military: The United States as a Paradigm,“ in: Moskos, Charles / Williams, John Al-

len/Segal, David. (Eds.): *The Postmodern Military: Armed Forces after the Cold War* (New York: Verlag), 14-31.

Mulkay, Michael (1988): *On Humour: Its Nature and its Place in Modern Society*, London: Polity Press.

Projektgruppe „Sozialwissenschaftliche Begleitung von Auslandseinsätzen der Bundeswehr“ (2005): *Soldatisches Selbstverständnis im 7. und 8. Einsatzkontingent SFOR* (Unpublished Document, Strausberg: Sozialwissenschaftliches Institut der Bundeswehr).

Rammert, Werner (2001): „Kollektive Identitäten und kulturelle Innovation: Thema und Beiträge,“ in: Werner Rammert et al. (Eds): *Kollektive Identitäten und kulturelle Innovationen: Ethnologische, soziologische und historische Studien* (Leipzig: Leipziger Universitätsverlag), 9-19.

Reckwitz, Andreas (2001): „Der Identitätsdiskurs,“ in: Rammert, Werner et al. (Eds), *Kollektive Identitäten und kulturelle Innovationen: Ethnologische, soziologische und historische Studien* (Leipzig: Leipziger Universitätsverlag) 26-38.

Rohall, David / Ender, Morton / Matthews, Michael (2006): „The Effects of Military Affiliation, Gender, and Political Ideology on Attitudes toward the Wars in Afghanistan and Iraq,“ in: *Armed Forces & Society*, Vol.: 33, No. 1, 59-77.

Rubinstein, Robert A. (2003): „Peacekeepers and Politics: Experience and Political Representation among U.S. Military Officers,“ in: Frese, Pamela / Harrell, Margaret (Eds.): *Anthropology and the United States Military: Coming of Age in the Twenty-first Century* (New York – Hampshire: Palgrave Macmillan), 15-27.

Schäfer, Alfred / Wimmer, Michael (1998): „Einleitung: Zur Aktualität des Ritualbegriffs,“ in: Schäfer, A. /Wimmer, M. (Eds.): *Rituale und Ritualisierungen* (Opladen: Leske+Budrich), 9-47.

Sion, Liora (2006): “‘Too Sweet and Innocent for War’? Dutch Peacekeepers and the Use of Violence,“ in: *Armed Forces & Society*, Vol.: 32, No. 3, 454-474.

Sion, Liora (2004a): *Changing from Green to Blue: A Tale of Two Dutch Peacekeeping Units* (Unpublished PhD thesis, Amsterdam: Free University).

Seiffert, Anja (2004): „Veränderungen des soldatischen Selbstverständnisses unter Einsatzbedingungen,“ in: Martin Kutz (Ed.), *Gesellschaft, Militär, Krieg und Frieden im Denken von Wolf Graf von Baudissin* (Baden-Baden: Nomos), 155-165.

Soeters, Joe / Winslow, Donna / Weibull, Alice (2003): “Military Culture,” in: Guisepe Caforio (Ed.), *Handbook of the Sociology of the Military* (New York et al.: Kluwer Academic / Plenum Publishers), 237-254.

Tardy, Thierry (2004) (Ed.): *Peace Operations after 11 September 2001* (London – New York: Frank Cass).

Titunik, Regina (2000): „The First Wave: Gender Integration and Military Culture,“ in: *Armed Forces & Society*, Vol.: 26, No. 2, 229-257.

Tomforde, Maren (2006): “‘Einmal muss man schon dabei gewesen sein...’ - Auslandseinsätze als Initiation in die ‘neue’ Bundeswehr,“ in: Ulrich vom Hagen (Ed.): *Armee in der Demokratie: Zum Spannungsverhältnis von zivilen und militärischen Prinzipien*. Sozialwissenschaftliche Beiträge (Berlin: Verlag für Sozialwissenschaften), 101-122.

Tomforde, Maren (2006a): *Einsatzbedingte Trennung: Probleme und Bewältigungsstrategien*. Forschungsbericht No. 79 (SOWI: Strausberg).

Weiner, James (2002): “Myth and Mythology,“ in: Tim Ingold (Ed.): *Companion Encyclopedia of Anthropology: Humanity, Culture and Social Life* (London - New York: Routledge), 386-389.

Winslow, Donna (1997): *The Canadian Airborne Regiment in Somalia: A Socio-cultural Inquiry* (Ottawa: Canadian Government Publishing).

Autoren

Paul Bucherer-Dietschi

Studium der Architektur mit ergänzenden Studien in Geschichte und Ethnologie. Von 1971 bis 1975 Studienreisen im Iran, in Afghanistan, Pakistan und Indien. Gründung der BIBLIOTHECA AFGHANICA, die seit 1983 als Stiftung unter der Aufsicht der Schweizer Regierung steht. Leiter des Afghanistan-Instituts in Bubendorf (Schweiz).

Joachim Engel

Berater und Trainer für interkulturelle Kompetenz, Kulturwissenschaftler, Konfliktbearbeiter, Oberstleutnant d.R., Studium der Islamwissenschaft, Wissenschaft vom christlichen Orient, Politikwissenschaft, Rechtswissenschaft. Erfahrungen als landeskundlicher Berater für die Bundeswehr.

Matthias Hofmann

Studium der Geschichte und Orientalistik (M.A.) und der Medienwissenschaften / Medienpraxis (Dipl.), Selbständig als Historiker, Orientalist, Journalist. Zwei Afghanistan-Aufenthalte im Rahmen von ISAF. Major d.R. und interkultureller Einsatzberater der Bundeswehr in Afghanistan.

Sylvia Johnson

Studium der Ethnologie und der Psychologie, zertifizierte Traumatherapeutin und Notfallpsychologin, therapeutische Tätigkeit in Kalifornien und Alaska. Spezialisierung auf die Arbeit mit Flüchtlingen, Kriegs- und Folteropfern. Mehrjährige Consultingaufträge in der Türkei und Afghanistan.

Dr. Monika Lanik

Studium der Ethnologie und Soziologie. (M.A.). Wissenschaftliche Mitarbeiterin in interdisziplinären Forschungsprojekten zu Themen wie „Konfliktbearbeitung durch Mediation“ und „Netzwerkproduktion in der Politik“. Promotion über Rituale der Freundschaft in der Politik. Seit 2003 interkulturelle Beraterin für die Bundeswehr.; wiederholte Aufenthalte in Afghanistan.

Dr. Harald List

Studium der Islamkunde, Judaistik und Berberistik. Promotion 1982 an der Sorbonne über die moderne arabische Militärfachsprache. Zahlreiche Aufenthalte im Nahen Osten und Nordafrika. Seit 2005 Lehrbeauftragter für gegenwartsbezogene Islamkunde an der Universität Saarbrücken.

Horst Schuh

Studium der Psychologie, Politik- und Sozialwissenschaften. Von 1968 bis 1987 Dozent und wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Akademie der Bundeswehr für Psychologische Verteidigung. Von 1988 bis 2006 Professor an der Fachhochschule des Bundes für öffentliche Verwaltung (Führungs- und Kommunikationslehre sowie Politische Ideengeschichte). 1966 Studienreise in Afghanistan, 2003/2004 als Reserveoffizier und Truppenpsychologe der Bundeswehr in Kabul und Kunduz.

H.E. Dr. Rangin Dadfar Spanta

Studium der internationalen Beziehungen, der Politikwissenschaft und der Soziologie, Professor an der RWTH Aachen und Leiter des Instituts für Dritte-Welt-Studien von 1992-2005, amtierender Außenminister der Islamischen Republik Afghanistan.

Dr. Maren Tomforde

Studium der Ethnologie und Politologie, Mitarbeiterin am Hamburgischen Museum für Völkerkunde, ethnologische Feldforschung in Nordthailand, Promotion im Jahre 2005. Seit 2003 sozialwissenschaftliche Begleitung der Auslandseinsätze und Studien auf dem Balkan sowie in Afghanistan als Mitarbeiterin des Sozialwissenschaftlichen Instituts der Bundeswehr, seit 2007 Dozentin an der Führungsakademie der Bundeswehr.

Maria Zemp

Krankenschwester, Heilpraktikerin und Körperpsychotherapeutin; Traumaberatung und –training im In- und Ausland, freie Mitarbeiterin der Frauenrechtsorganisation medica mondiale.

**Veröffentlichungen der Fachhochschule
des Bundes für öffentliche Verwaltung
Fachbereich Öffentliche Sicherheit**

Beiträge zur inneren Sicherheit. ISSN 0946-5782.

1. **Mengert**, Christoph: „Unsere Texte sind deutsch...“ Skinhead-Bands in der Bundesrepublik Deutschland. 1994. 148 S. ISBN 3-930732-02-5. Vergriffen.
2. **Informationen** zum Ausländerrecht und zum Ausländerextremismus. Guido Korte / Monika Ullmann (Hrsg.). 2. Aufl. 1995. 80 S. ISBN 3-930732-14-9. Vergriffen.
3. **Islamismus**. Die Rolle der Frau im Islam – mit einem Beitrag zum neuen Asylverfahrensrecht. Red.: Guido Korte / Monika Ullmann. 1996. 108 S. ISBN 3-930732-16-5. Vergriffen.
4. **Buchenwald** und der deutsche Antifaschismus. Horst Schuh (Hrsg.). 1996. 173 S. ISBN 3-930732-20-3. Vergriffen.
4. **ditto**, 2., veränd. Aufl. 1997. 177 S. ISBN 3-930732-24-6. Vergriffen.
5. **Aktuelle** Aspekte des Rechtsextremismus: Internationalität und Intellektualisierung. Herbert Kloninger / Horst Schuh (Hrsg.). 1997. 206 S. ISBN 3-930732-25-4. Vergriffen.
6. **Problemfelder** der internationalen und nationalen Politik. Nahost: Golanhöhen, islamischer und türkischer Extremismus in der BRD / Europa, doppelte Staatsangehörigkeit. Guido Korte / Martin Möllers / Monika Ullmann (Hrsg.). 1997. 242 S. ISBN 3-930732-31-9. Vergriffen.
7. **Aktuelle** Aspekte des Rechtsextremismus: Symbolik, Neonazis, Skinheads. Herbert Kloninger (Hrsg.). 1998. 202 S. ISBN 3-930732-41-6. Vergriffen.

8. **Deutschland** – Einfallstor für extremistische Gewalt? Ursachen und Erscheinungsformen islamistischer und anderer ausländerextremistischer Organisationen. Guido Korte / Monika Ullmann (Hrsg.). 1998. 246 S.: graph Darst., III. ISBN 3-930732-43-2. Vergriffen.
9. **Auswärtige** Sicherheit als nachrichtendienstliche Aufgabe. Herausforderungen in veränderter Globallage. Manfred Zoller (Hrsg.). 1999. 331 S. ISBN 3-930732-45-9. Vergriffen.
10. **Politische** Strafjustiz und politische Betätigung in Deutschland. Guido Korte (Hrsg.). 1999. 156 S. ISBN 3-930732-55-6.
11. **Wagner**, Klaus: Spionageprozesse. Spionagemethoden des MfS (HVA) und östlicher (u.a. KGB) sowie nahöstlicher Nachrichtendienste in den Jahren 1977-1990 in der Bearbeitung von Guido Korte. 2000. 284 S. ISBN 3-930732-58-0. Vergriffen.
12. **Nachrichtendienste** in der Informationsgesellschaft. Zur Neubestimmung des nachrichtendienstlichen Aufgabenspektrums am Beispiel internationaler Terrorismus und Proliferation. Manfred Zoller / Guido Korte (Hrsg.). 2000. 300 S. ISBN 3-930732-64-5.
13. **Lernende** Organisationen – Die Nachrichtendienste. Sven Litzcke / Horst Schuh (Hrsg.). 2001. 167 S. ISBN 3-930732-70-X. Vergriffen.
14. **Aktuelle** Aspekte des Rechtsextremismus: Internationalität, Paradigmenwechsel, Kampagnenarbeit, Homosexualität. Herbert Kloninger (Hrsg.). 2001. 303 S. ISBN 3-930732-73-4. Vergriffen.
15. **Schwan**, Siegfried: Huntingtons These vom „clash of civilizations“: untersucht am Beispiel des Konfliktes zwischen der islamischen und der westlichen Zivilisation. 2001. 124 S. ISBN 3-930732-75-0. Vergriffen.

16. **Informationsgewinnung** mit nachrichtendienstlichen Mitteln (nd-Mittel): Rahmenbedingungen, Einsatzmodalitäten, Verarbeitungsaspekte. Guido Korte / Manfred Zoller (Hrsg.). 2001 125 S. ISBN 3-930732-76-9.
17. **Krauß**, Manfred: Grundlagen angewandter Psychologie in der Kriminalpolizei. 2002. 138 S. ISBN 3-930732-77-7.
18. **Rose-Stahl**, Monika: Recht der Nachrichtendienste. 2002. 153 S. ISBN 3-930732-79-3.
18. **ditto**, 2., überarbeitete Auflage. 2006. 178 S. ISBN 3-938407-10-7.
19. **Strausberger** Gespräche – Ein Tagungsbericht. Sicherheitspolitik im Wandel: NATO und Bundeswehr vor neuen Herausforderungen. – Auf Spurensuche in Berlin und Brandenburg. Thomas Beck / Guido Mathes / Horst Schuh (Hrsg.). 2003. 184 S. ISBN 3-930732-85-8.
20. Der **Faktor** „Intelligence“. Das nachrichtendienstliche Metier in neuer sicherheitspolitischer Verantwortung. Manfred Zoller (Hrsg.). 2003. 299 S. ISBN 3-930732-86-6.
21. **Nachrichtendienstpsychologie 1**. Sven Max Litzcke (Hrsg.). 2003. 297 S. ISBN 3-930732-89-0.
22. **Aktuelle** Aspekte des Rechtsextremismus: Internationale Erscheinungsformen und Zusammenhänge. Herbert Kloninger (Hrsg.). 2003. 181 S. ISBN 3-930732-90-4.
23. **Schwan**, Siegfried: Nachrichtendienstpsychologie 2. 2004. 84 S. ISBN 3-930732-94-7.
24. **Bossert**, Oliver / **Korte**, Guido: Organisierte Kriminalität und Ausländerextremismus / Terrorismus. 2004. 317 S. ISBN 3-930732-96-3.
25. **Nachrichtendienstpsychologie 3**. Sven Max Litzcke / Siegfried Schwan (Hrsg.). 2005. 234 S. ISBN 3-938407-02-6.

26. **Aspekte** der nachrichtendienstlichen Sicherheitsarchitektur.
Guido Korte (Hrsg.). 2005. 344 S. ISBN 3-938407-05-0.
27. **Rechtsextremismus** als Gesellschaftsphänomen. Jugendhintergrund und Psychologie. Herbert Kloninger (Hrsg.). 2006. 231 S.
ISBN 3-938-407-09-3.
28. **Islamismus**. Stellungnahmen und Bewertungen aus der Praxis.
Siegfried Schwan (Hrsg.). 2006. 184 S. ISBN 3-938407-12-3.
29. **Nachrichtendienstpsychologie 4**. Siegfried Schwan / Sven Max Litzcke (Hrsg.). 2006. 194 S. ISBN 938-3-938407-17-2.